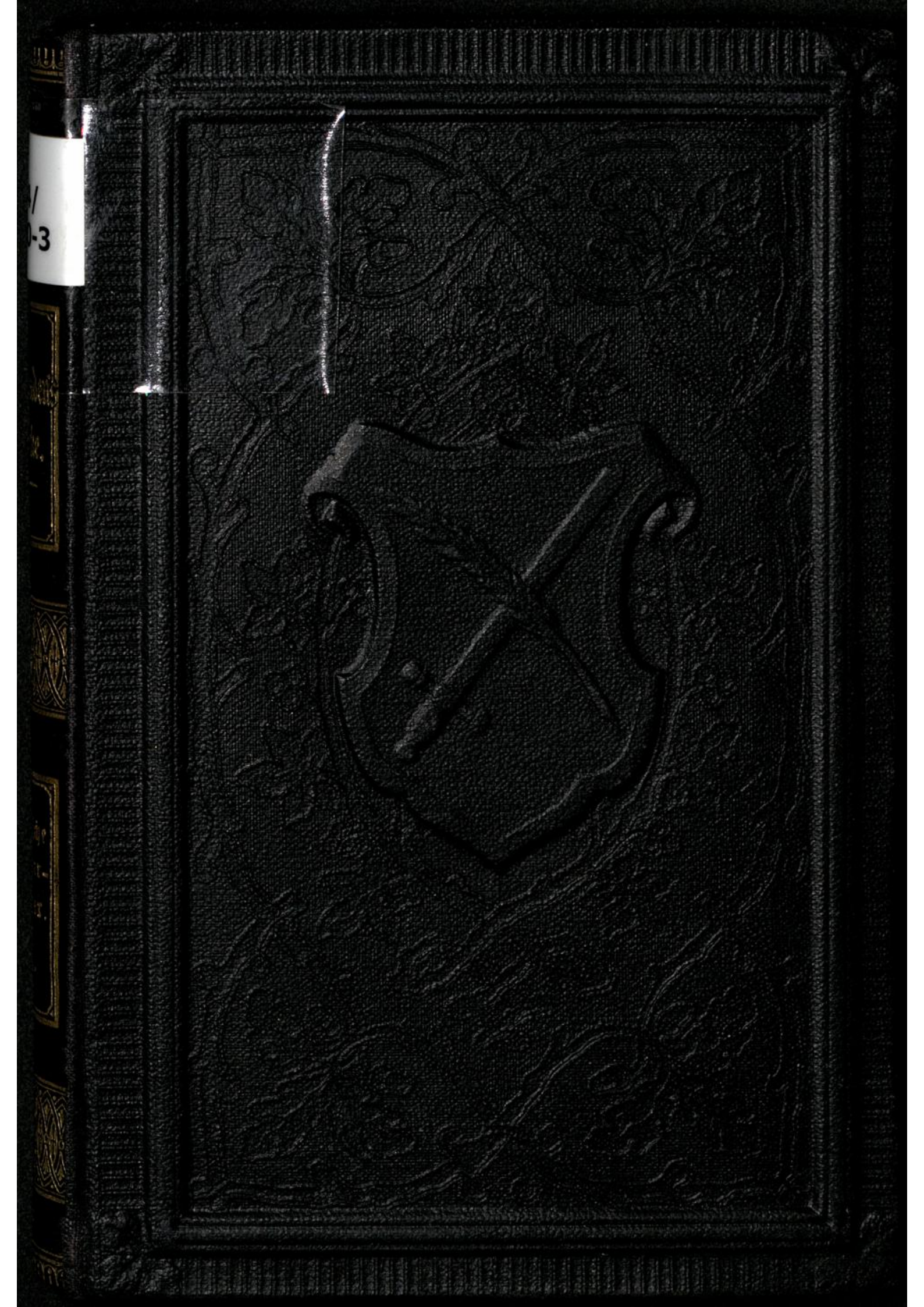

Pf 41 1090 -3



Geschenk von Erika Rau

Deutsche Kulturbilder

von

Konrad von Bolanden.

Dritter Band.

1. Kaiser und Klosterbruder.
2. Ein Gottesurteil.

Regensburg, Rom, New York und Cincinnati.
Druck und Verlag von Friedrich Pustet.
1901.

Kaiser und Klosterbruder.

Kulturbild

aus

dem elften Jahrhundert

von

Konrad von Bolanden.

Regensburg, Rom, New York und Cincinnati.
Druck und Verlag von Friedrich Pustet.
1901.

Pf 41 1030 - 3

Das Recht der Übersetzung in fremde Sprachen behält sich die Verlagshandlung vor.

EX
BIBLIOTHECA BIPONTINA
ZWEIBRÜCKEN

2003 C 1321

Druck von Friedrich Pustet in Regensburg.

1. Der Retter des deutschen Reiches.

Zu den bestverleumdeten Größen der Weltgeschichte zählt der letzte Sachsenkaiser, Heinrich II., der Heilige. Ein kraftloser Herrscher und botmäßiger Diener der Kirche gewesen zu sein, wurde ihm nachgesagt. In Wirklichkeit gehört er zu den verdienstvollsten Männern und tapfersten Helden deutscher Vorzeit. Niemals besaß die Kirche einen Schirmvogt von so unbeugsamer Strenge gegen unwürdige Kleriker und Mißbräuche, wie ihn. Erst die neueste Geschichtsforschung reinigte den zweiten Heinrich von nichtswürdigen Verunglimpfungen und Verkennung einer übelwollenden oder unwissenden Vergangenheit, indem sie diesen Heldenkaiser nach seiner wirklichen Geistesgröße und im Lichte seiner hohen Verdienste um das deutsche Reich darstellte.

Heinrichs Vorgänger auf dem Kaiserthrone, Otto III., war beim Tode seines Vaters noch ein Kind. Als drei-

jähriger Knabe empfing er die Kaiserkrone. An Stelle des Sohnes regierte dessen Mutter, die griechische Kaisertochter Theophanu. Mit sechzehn Jahren übernahm Otto III. selbst die Regierung. Er hatte eine ausgezeichnete wissenschaftliche Bildung und fromme Erziehung genossen. Sein Lehrer war der größte Gelehrte jener Zeit, Erzbischof Gerbert, der spätere Papst Sylvester II. Wissenschaft und Frömmigkeit sind glänzende Eigenschaften des Herrschers, aber nicht ausreichend zur Regierung in rauher, stürmischer Zeit, deren wilde Leidenschaften nur die eiserne Hand eines Gewaltigen zu bändigen vermag. Ganz erfüllt von hohen Idealen und phantastischen Vorstellungen einer träumerischen Weltherrschaft, hatte Otto III. wenig Verständnis für praktische Aufgaben seines kaiserlichen Berufes. Durch seine Mutter war ihm griechische Bildung und Sinnesart erblich geworden. Seinem Empfinden widersprachen die naturwüchsigen Menschen und die keineswegs glatten Umgangsformen der deutschen Heimat. Selten und nur auf kurze Zeit kam er nach Deutschland. Er lebte in Italien, eifrig mit dem Plane beschäftigt, die altrömische Kaiserherrlichkeit in christlichen Formen wieder in das Leben zu rufen. Rom sollte zur Hauptstadt einer traumhaften Weltherrschaft erhoben werden. Die schließlichen Ergebnisse seines schwärmerischen Strebens waren schmerzliche Enttäuschungen, grober Undank und Aufruhr der Römer. Ergreifend ist die Rede Ottos

an die römischen Rebellen, die er von der Zinne eines umlagerten Turmes an die Empörer gehalten, und die ein Augenzeuge, Stiftsdekan Thangmar von Hildesheim, der Nachwelt aufbewahrte.

„Höret die Worte eures Vaters und merket auf, und bewahret sie sorglich in eurer Brust! Seid ihr nicht meine Römer? Um euretwillen habe ich mein Vaterland und meine Verwandten verlassen. Aus Liebe zu euch habe ich meine Sachsen und alle Deutschen, mein eigenes Blut hintangesetzt. Euch habe ich in entfernte Teile unsers Kaiserreiches geführt, wohin eure Väter, als sie den Erdkreis beherrschten, niemals den Fuß gesetzt haben, damit ich euren Namen und Ruhm bis zu den Grenzen des Erdkreises verbreite. Euch habe ich zu Söhnen angenommen, euch allen vorgezogen. Um euretwillen, weil ich euch vor allen den Vorrang gab, habe ich aller Neid und Haß gegen mich aufgeregt. Und nun für alles dies habt ihr euren Vater verworfen, meine Freunde grausam umgebracht, mich selber ausgeschlossen, mich, den ihr doch nicht ausschließen konntet. Denn mit väterlicher Liebe umfasse ich euch, und niemals dulde ich, daß ihr aus meinem Herzen verbannt seid.“ [1])

Selbst auf den römischen Pöbel machte diese erschütternde Klage Eindruck. Er lieferte die Häupter der Empörung aus und bat den Kaiser um Verzeihung.

Otto verließ die undankbare meuterische Stadt und fuhr nach Oberitalien. Nach kurzer Frist wurde ihm Nachricht, daß sich die Römer abermals empörten. Aus Deutschland empfing er Kunde von einer Fürstenverschwörung gegen ihn, in die sogar Bischöfe verwickelt waren.[2]) Zu schweren Gemütserschütterungen gesellte sich heftiges Fieber. Dem Tode nahe, ertrug er mit stiller Ergebung sein Schicksal. Im Geiste schon dem Irdischen entrückt, unterwarf er sich Bußübungen, empfing die heiligen Sakramente, und starb zu Paterno im zweiundzwanzigsten Lebensjahre.

Beim Tode des jungen Kaisers wurden die Folgen einer verkehrten Regierungsweise offenbar. Der Reichsbau krachte in allen Fugen. Auflösung und Zerfall schienen unabwendbar. Zunächst ging dem Reiche die Lombardei verloren, während in Mittelitalien die Empörung in hellen Flammen aufloderte. Markgraf Arduin von Ivrea setzte die lombardische Königskrone auf sein Haupt und machte der deutschen Oberherrschaft ein Ende.

Die größte Gefahr drohte dem Reiche im Osten. Dort herrschte in Polen Herzog Boleslav, ein überaus schlauer, politisch gewandter Mann, dazu ein ausgezeichneter Feldherr. Die innere Verwirrung Deutschlands benützend, zerbrach er das Lehensverhältnis zum Reiche, erklärte Polens Unabhängigkeit, gewann Böhmen, und faßte den kühnen Plan, ein mächtiges Slaven-

reich zu gründen. In Wirklichkeit besaß er jetzt schon ein Machtgebiet, dessen Umfang dem deutschen Reiche fast gleich kam. Nach Rom schickte er Gesandte, vom Papste die Königskrone zu erlangen.

Im Norden erhoben sich jene wilden Heidenvölker, die Ottos, des Großen, starke Hand niedergeworfen und zur Achtung gesetzlicher Ordnung gezwungen hatte. Die Normannen begannen ihre Raubzüge wieder. Die Wagrier und Abodriten überschwemmten die Nordmarken. Durch Plünderung, Brand und Mord wüteten sie gegen die deutsche Herrschaft und das Christentum. Kirchen und Klöster, Karls und Ottos, der Großen, Bildungsstätten für christliche Kultur, sanken in Asche. Die Priester wurden erschlagen, oder qualvollen Martern unterworfen. Gegen sechzig Kleriker schleppten sie aus dem Lande und zogen mit ihnen, dem Heidenvolke zur Schau, durch slavische Orte. Zu grausamen Qualen noch Hohn fügend, schnitten sie ihnen auf die Stirne das Kreuzeszeichen, und trieben sie unter Mißhandlungen fort, bis die christlichen Martyrer tot niedersanken. Keine Hand rührte sich im angrenzenden Sachsen, solchen Unthaten zu wehren; denn nicht allein äußere Gefahren stellten den Fortbestand des Reiches in Frage, weit mehr noch innerer Zerfall und Sittenverderbnis. Die Reichsgroßen herrschten in ihren Gebieten als souveräne Herren, deren Belieben und Willkür Recht und Gesetz war. Im Dienste ihrer Selbstsucht verloren sie viel-

fach jegliches Interesse für die Wohlfahrt der Allgemeinheit, und ihre lockeren Sitten waren dem Volke zum Ärgernis. Der Kern des deutschen Volkes war noch gesund, er besaß Lebenskraft genug, bei richtiger Leitung zu gedeihlicher Entwicklung zu gelangen. Allein der gesunde Kern war nicht gefeit gegen Ansteckung und Entartung, zumal Sittenverwilderung in solchem Grade herrschte, daß weibliche Schamlosigkeit öffentlich hervortreten und sich brüsten konnte. Ein Beobachter seiner Zeit, der Geschichtschreiber Thietmar, Bischof von Merseburg, schreibt klagend: „Die Frauen unserer Tage zeigen größtenteils, indem sie einzelne Teile ihres Körpers auf unanständige Weise entblößen, allen Liebhabern ganz offen, was an ihnen feil ist, und wandeln, obwohl dies ein Greuel vor Gott und eine Schande vor der Welt ist, ohne jegliche Scham allem Volke zur Schau umher. Schlimm ist es und höchstbeklagenswert, daß kein Sünder im Verborgenen bleiben will, sondern daß alle, den Guten zum Ärgernis, den Bösen zum Beispiel, stets öffentlich hervorzutreten trachten.“[3])

Die Lebensführung der Frauen spiegelt die Sittenzustände ihrer Zeit.

So fand Heinrich II. Zerfall und Verwirrung im Inneren, Gefahren von außen. Zur Rettung und Wiederherstellung des Reiches bedurfte es eines Herrschers von ungewöhnlichen Geistesgaben, von Kraft, Entschiedenheit, Tapferkeit und Weisheit. Ein solcher Herrscher

war Heinrich II., von der Vorsehung ausgerüstet und berufen, zur Lösung großer Aufgaben.

Herzog Heinrich von Bayern war der Sohn des Bayernherzogs Heinrich, des Zänkers, und Enkel des Herzogs Heinrich, des Bruders Ottos, des Großen. Ursprünglich zum geistlichen Stande bestimmt, besuchte er mit seinem jüngeren Bruder Bruno, dem späteren Bischof von Augsburg, die Stiftsschule in Hildesheim, wo ihm unauslöschliche Liebe zu den Wissenschaften eingeflößt wurde. Nach Vollendung seiner Studien kehrte er nach Bayern zurück und wurde Schüler des heiligen Bischofs Wolfgang von Regensburg. Zur Vorbereitung auf die künftige Regierung, widmete er sich mit Eifer den weltlichen Geschäften. Nach dem Tode seines Vaters übernahm er das Herzogtum Bayern.

Wohl niemals gelangte ein deutscher König von Heinrichs umfassenden Kenntnissen zur Herrschaft. Er war hochgebildet, der wissenschaftlichste Laie seiner Zeit, und auch der tugendhafteste. Neben ungewöhnlicher Beredsamkeit und Milde des Charakters, zierten ihn männliche Stattlichkeit und Schönheit. Den für die Regierung damals so wichtigen geistlichen Stand kannte er genau, und wußte ihn der Volkswohlfahrt dienstbar zu machen. In allen weltlichen Geschäften besaß er große Einsicht und Übung. Mit seltener Klugheit überwand er alle Hindernisse, die sich seiner Königswahl entgegenstellten. In Güte oder mit Waffengewalt unter-

warf er die ihm feindseligen Reichsgroßen und wurde, kaum dreißig Jahre alt, am 6. Juni 1002 vom Erzbischof Willigis von Mainz zum König der Deutschen gesalbt. Hierauf begab er sich nach Sachsen, wo auf einem Landtage zu Merseburg die Huldigung der geistlichen und weltlichen Fürsten erfolgte. In Corvey traf er mit seiner Gemahlin Kunigunde zusammen, die von Willigis im Münster zu Paderborn feierlich als Königin gekrönt wurde.

Kaum hatte Heinrich den Thron bestiegen, als eine Fürstenverschwörung gegen ihn entstand, der sogar des Königs Bruder, Bischof Bruno von Augsburg, beitrat — „aus Neid über die glücklichen Erfolge seines Bruders", wie der Chronist sagt.[4]) An der Spitze des Aufruhrs stand Markgraf Heinrich von Meißen, verbündet mit dem Polenherzog Boleslav. Rasch entschlossen, griff der König zum Schwert, warf die Empörung nieder und zerstörte die Burgen des Markgrafen, der mit den Resten polnischer Hilfstruppen aus dem Reiche flüchtete.

Den nach Ungarn geflüchteten, dann reuig zurückkehrenden Bischof von Augsburg, beschämte und besiegte er durch Großmut und Bruderliebe.

Nach wiederhergestellter Ordnung richtete Heinrich seine Blicke nach Italien, das sich vom Reiche getrennt hatte. Von Zeit zu Zeit kamen italienische Bischöfe

an den Königshof, bittere Klagen erhebend über kläg-liche Zustände ihres Landes. Jetzt rüstete Heinrich zur Heerfahrt, um Italien wieder deutscher Herrschaft und staatlicher Ordnung zu unterwerfen. Arduin von Ivrea, der Lombardenkönig, hatte die Alpenpässe besetzt. Den-noch fanden Heinrichs Klugheit und strategische Kunst einen Weg nach Oberitalien. Als er an der Spitze seiner Mannen in die lombardische Ebene herabstieg, entschwand dem Empörer Arduin aller Mut. Ohne den geringsten Widerstand zu versuchen, verkroch er sich in unzugängliche Schlupfwinkel. Sämtliche Städte öffne-ten Heinrich die Thore. Bischöfe und Fürsten eilten herbei zur Huldigung. Das zusammengeströmte Volk wählte ihn zum König. Am 15. Mai 1004 setzte ihm der Erzbischof von Mailand im Dome zu Pavia die lombardische Königskrone auf das Haupt.

Heinrich ordnete die dringendsten Angelegenheiten Oberitaliens, übertrug reichstreuen und tapferen Män-nern die wichtigsten Ämter und kehrte nach Deutschland zurück, das seiner Gegenwart bedurfte. In Straßburg angelangt, entbot er die Fürsten zu neuer Heerfahrt. Diesmal galt es dem mächtigsten und gefährlichsten Reichs-feinde, nämlich Boleslav, dem Herzog von Polen und Böhmen. Zunächst täuschte Heinrich den wohlgerüste-ten, auf der Lauer liegenden Boleslav, indem er sich stellte, als wollte er in Polen einfallen. Zu diesem Zwecke ließ er eine große Menge Schiffe zur Fahrt

über die Elbe bereit halten. Plötzlich jedoch änderte er seinen Marsch, stieg über das Erzgebirge und erschien unerwartet in Böhmen, wo er mit großem Jubel des Volkes aufgenommen wurde. Zum Herzog in Böhmen erhob er den Fürsten Jaromir, einen rechtlich gesinnten Mann und Bruder des früheren Herzogs der Böhmen. Hierauf brach Heinrich in Polen ein. In heftigen Kämpfen wurde Boleslav geschlagen. — Die Erfolge der Heerfahrt waren die Wiedervereinigung Böhmens und der Oberlausitz mit dem Reiche, sowie Boleslavs Demütigung.

Im folgenden Jahre griff der König abermals zum Schwert gegen den ränkevollen, eroberungssüchtigen Polenherzog. Die Feinde erlagen im Kampfe mit den eisengepanzerten deutschen Reitern, und bald wogte Heinrichs Banner siegreich im Herzen Polens. Boleslav mußte um Frieden bitten. Er verlor alles Land zwischen Elbe und Oder, und huldigte dem Könige.

Gegen die Einfälle der Slaven, größtenteils noch Heiden, baute Heinrich Grenzvesten, und bestellte zur Hut tapfere Markgrafen. Wegen ihres Lehenverhältnisses zum Reiche waren auch die Bischöfe zur Teilnahme an Kriegszügen, sowie zur Stellung von Besatzungen der Grenzburgen verpflichtet. Unter diesen Burgen sind keine Schlösser zu verstehen, sondern ausgedehnte Umwallungen, in denen viele tausend Menschen bei Einbrüchen der Feinde Schutz fanden. „Neben Liubusua

an der Nordseite liegt eine Burg, die nur durch ein Thal von ihr getrennt ist," schreibt Bischof Thietmar von Merseburg. „Sie hat zwölf Thore. In dieser Burg müssen mehr als zehntausend Menschen Platz gefunden haben."[5]) — Noch ausgedehnter war die von Heinrich II. erbaute Burg Liubusua.

Nach Unterwerfung des Polenherzogs befehdeten die Westgallier das Reich. Der mächtige Graf Balduin von Flandern hatte ein Stück deutschen Grenzgebietes erobert. Wider ihn unternahm Heinrich einen Feldzug, entriß ihm den Raub und zwang Balduin, dem deutschen Herrscher zu huldigen.

Während der Krieg in Flandern den König beschäftigte, brach Boleslav den Frieden und fiel in das Reich, von dem er zwei Ostmarken an sich riß. Abermals rüstete Heinrich zur Heerfahrt gegen Polen. Er selbst konnte die Leitung des Kriegszuges nicht persönlich übernehmen, weil ihn zu gleicher Zeit die Empörung des Bischofs Thiederich von Metz und des Herzogs Heinrich von Bayern nach Lothringen rief. So marschierten die Sachsen unter dem Oberbefehle des Erzbischofs Tagino von Magdeburg gegen die Polen. Der Feldzug verlief unglücklich. Der kriegskundige Boleslav wußte die Abwesenheit des Königs klug zu benützen. Hiebei unterstützten ihn die Witterungsverhältnisse der schlechten Jahreszeit, sowie das Sumpfland zwischen Oder und Elbe. Heftige Regengüsse und

das Austreten der Flüsse hatten die Wege ungangbar, die Kampfesweise der schwergepanzerten Ritter fast unmöglich gemacht. Boleslav griff die von Heinrich erbaute Burg Liubusua an, erstürmte dieselbe, erschlug einen Teil der Besatzung und schleppte die übrigen in Gefangenschaft. — Bei der Nachricht von dem Unglück, zog der König in Eilmärschen aus Lothringen heran. Die Ankunft des stets siegreichen Helden raubte dem Polenherzog allen Mut. Er bat um Frieden. Milden Sinnes und dem Blutvergießen abgeneigt, wies Heinrich die dargebotene Hand nicht zurück, machte jedoch zur Bedingung, daß Boleslav persönlich vor ihm zur Huldigung erscheine. Nach Merseburg berief der König einen großen Reichstag. Dorthin kam der Polenherzog, leistete in feierlicher Weise den Lehenseid, und trug dem Monarchen am ersten Pfingsttage auf dem Wege zur Kirche als Vasall des deutschen Reiches das Schwert voran.

Während dieser beständigen Kriegszüge und Schlichtungen von Fehden unter den Großen vernachlässigte Heinrich keineswegs die Hebung allgemeiner Volkswohlfahrt. Er förderte eifrig das Schulwesen, hob Ackerbau, Gewerbe und Handel. Die Sicherheit der Handelsstraßen wahrte er mit eiserner Hand. Im Laufe der schwachen Regierung Ottos III. hatten sich vielfach Räuberbanden gebildet. Adelige Raubdegen überfielen fahrende Kaufleute und verübten andere gesetzlose Thaten. Hein-

rich machte kurzen Prozeß. Er brach und zerstörte die Raubburgen und ließ die Missethäter in großer Menge aufknüpfen.

Zur Kultivierung angrenzender Landstriche, deren Bewohner noch Heiden waren, errichtete er aus eigenen Mitteln, nach Überwindung vieler Schwierigkeiten, in Übereinstimmung mit dem Papste, das Bistum Bamberg. Den von ihm daselbst erbauten, mit vielen Kostbarkeiten ausgestatteten Dom, bestimmte er für sich und seine Gemahlin Kunigunde zur künftigen Ruhestätte.

Nach zwölfjährigen rastlosen Bemühungen war es Heinrich gelungen, den Zerfall des Reichs zu verhüten, dessen zentrifugale Kräfte an den Bestand des Ganzen zu binden, Ordnung, Frieden und Stetigkeit in den inneren und äußeren Verhältnissen herzustellen. Dann riefen Italiens Wirren und heillose Zustände den waltenden Herrscher über die Alpen. Er entbot die geistlichen und weltlichen Fürsten zur schleunigen Heerfahrt. In der Lombardei zwanz er mächtige Räuber, die von ihnen eingezogenen Kirchengüter an die rechtmäßigen Besitzer zurückzugeben. An vielen Orten saß er zu Gericht als Schirmvogt der Unterdrückten und Rächer verübter Frevel. Auf einer großen Synode zu Ravenna schlichtete er die zwiespaltige Papstwahl, indem er sich für Benedikt VIII. entschied, der nach genauer Untersuchung als rechtlich gewählt befunden wurde, — ein ebenso frommer, wie gelehrter Mann. Zum Empfang

der Kaiserkrone ging Heinrich nach Rom, wo ihm die Geistlichkeit und eine große Volksmenge unter Gebeten und Lobgesängen entgegen kamen. Vor dem Portal der Peterskirche erwartete ihn der Papst, umgeben von Kardinälen und Bischöfen. Als sich beide Oberhäupter der Christenheit gegenüber standen, fragte der Papst den König, ob er ein treuer Schirmvogt der Kirche sein, ihm, dem Papste und seinen Nachfolgern, unwandelbar ergeben sein wolle. Heinrich bejahte die Frage. Jetzt übergab ihm der Papst eine goldene Kugel, mit einem darauf befestigten, mit Edelsteinen gezierten Kreuze, das Sinnbild der mit der Kaiserkrone verbundenen Weltherrschaft, Reichsapfel genannt, der hier zum erstenmale in Anwendung kam. Hierauf wurde Heinrich in die Peterskirche geleitet, wo die feierliche Salbung und Kaiserkrönung Heinrichs und seiner Gemahlin durch den Papst vollzogen wurde, am 20. Februar 1014.

Nach einigen Wochen verließ der Kaiser Rom, errichtete in der Stadt Bobbio einen Bischofssitz, befestigte die Ordnung in Oberitalien und kehrte nach Deutschland zurück.

Kaum war Heinrich aus Italien verschwunden, als der gestürzte Lombardenkönig Arduin abermals die Fahne der Empörung entfaltete. Seine verwilderten Scharen hausten im Lande wie zügellose Barbaren, indem sie die Wohnungen der Menschen zerstörten, die Kirchen und Klöster ausplünderten, Weinstöcke und Obst-

bäume abhieben. Arduins Raserei ging jedoch bald vorüber, weil sie an der vom Kaiser weislich gefügten Ordnung zerschellte. Markgraf Bonifatius von Montferrat und einige Bischöfe vereinigten ihre Streitkräfte und zwangen Arduin, nach einer unbezwingbaren Veste zu flüchten. Von Krankheit heimgesucht, von Gewissenspein gefoltert, entsagte Arduin der Herrschaft und der Welt. Er ließ sich Haupthaar und Bart scheren, und wurde Mönch im Kloster Fruttuaria, wo er bald starb.

Der ruhelose Eroberer Boleslav hatte die Abwesenheit des Reichsoberhauptes zu neuen Umtrieben benützt. Er bemühte sich, den Herzog von Böhmen zu einem Bunde gegen das Reich zu bewegen. Hievon erfuhr der Kaiser nach seiner Rückkehr aus Italien, und forderte den Polenkönig zur Verantwortung vor ein Fürstengericht. Boleslav antwortete trotzig und erschien nicht. Es kam abermals zum Kriege, der nach zwei Jahren durch den Frieden von Bautzen (1017) beendigt wurde. Der Herzog hatte erkannt, daß er den kriegskundigen Kaiser und seine Helden niemals überwinden könne. So huldigte er dem Haupte des Reichs als seinem Lehensherrn und brach fürderhin nicht mehr den Frieden, — genügte aber seinem Thatendrang durch Kriegszüge nach Rußland.

Beim Regierungsantritt Heinrichs II. lagen die größeren Gefahren für den Fortbestand des Reiches weniger in feindlichen Angriffen von außen, als in

Gesetzlosigkeiten der Fürsten, in Raubgier und Fehdesucht des Adels, sowie in teilweiser Entartung des Klerus. Zur Beseitigung schwerer Mißstände verfuhr Heinrich mit solcher Strenge, daß seine strafende Gerechtigkeit vom Volke zwar gerühmt, dagegen von Fürsten, Geistlichkeit und Adel nicht selten als Härte bezeichnet wurde. Während er die Wegelagerer und adeligen Räuber unerbittlich dem Strang übergab, bekriegte er gesetzlose Reichsgroßen, entzog ihnen Würden, Ämter und Güter, legte sie in Haft, oder schickte sie in Verbannung. Hiebei leiteten ihn einzig Pflichtbewußtsein und Gerechtigkeit, ohne Rücksicht auf Stand oder Verwandtschaft der Schuldigen. Den strafbaren Bruder seiner Gemahlin, den Herzog Heinrich von Bayern, überzog er mit Krieg und erklärte den Besiegten des Herzogtums verlustig. Ein zweiter Schwager des Monarchen, der Propst Adalbero in Trier, wurde nach dem Tode des Erzbischofs Liudolf vom Domkapitel auf den Erzstuhl erhoben. Heinrich jedoch verwarf die Wahl, indem Adalbero zur Bekleidung einer solchen Würde die notwendigen Fähigkeiten nicht besaß, dazu noch sehr jung war. Als nun Adalbero mit Waffengewalt sich zu behaupten suchte und dem Kaiser trotzte, da zog Heinrich an der Spitze seiner Mannen heran und belagerte den Unbotmäßigen in Trier. Alle Bitten seiner Gemahlin Kunigunde, sowie Vermittlungsversuche angesehener Personen blieben fruchtlos. Für Heinrich waren

lediglich das Wohl der Kirche und das Seelenheil des Volkes maßgebend. Nach langwieriger Belagerung kam die Veste in des Kaisers Gewalt. Adalbero verfiel dem Kirchenbann. Zum Erzbischof erhob der Monarch einen gelehrten, würdigen Mann, den Dompropst Megingaud von Mainz.

Ein dritter Schwager Heinrichs war Bischof Thiedrich von Metz. Von diesem sagt Thietmar: „Es wäre für die Kirche von Metz besser, wenn jener Mensch gar nicht geboren wäre." Thiedrich hatte nämlich den vom Kaiser bestimmten Bischof vertrieben, sich das Bistum angemaßt und mit Herzog Heinrich von Bayern eine Verschwörung angezettelt. Zur Züchtigung der Empörer erschien Heinrich mit einem Heere vor Metz, konnte jedoch die sehr feste Stadt nicht bezwingen. Deshalb berief er nach Mainz einen Fürstentag. Thiedrich wurde vorgeladen, kam aber nicht. Nun traf ihn der Kirchenbann. Später gelang es ihm, durch Buße des Bannes ledig zu werden, den Kaiser zu versöhnen und den Bischofsstuhl zu behaupten.

Des Kaisers thatkräftiges Walten für öffentliche Ordnung und gedeihliche Rechtszustände, förderte ungemein die Volkswohlfahrt. Ackerbau, Gewerbe, Handel, Künste, Wissenschaft blühten empor, namentlich das Städtewesen. Während ein großer Teil des hohen und niederen Adels den Kaiser fürchtete und ihm zürnte,

liebte und verehrte ihn das Volk, als mächtig und gerecht waltenden Schirmherrn gegen äußere und innere Feinde.[6]) Dieser Volksstimmung entsprechend, ist das in Versen dem Kaiser gewidmete Lob, womit Bischof Thietmar von Merseburg das fünfte Buch seiner Geschichte beginnt:

„Deutschlands größter Teil, einst blutig verheeret von den Slaven,
Dankt jetzt freudigen Sinns dem Herrscher, der Ruhe des Friedens
Gab dem Reiche, der vielen verlieh den ersehnten Wohnsitz
Und den Schutz des Gesetzes, deß Arm den frevelnden Räuber
Scheucht und ihn zwang, der Strenge des Rechtes den Nacken zu beugen.
Heinrich bringt den Feind, der frech sich erhebet, zur Demut,
Aber den Freund gewinnet er ganz mit lieblicher Rede."

Ein wesentliches, unersetzbares Förderungsmittel für Gesittung, Volkswohl und christliche Kultur fand Heinrich in der Wirksamkeit des Klerus. Unter den beiden letzten Ottonen riß der folgenschwere Mißbrauch ein, Abtsstühle und Bischofssitze als Privilegien des Adels zu betrachten. Hohe Geburt genügte, wissenschaftliche Bildung, tugendhafter Sinn und andere notwendigen Eigenschaften, zur Verwaltung des Bischofsamtes, ersetzten alte Stammbäume. Diesem heillosen Übelstande trat Heinrich mit aller Entschiedenheit entgegen. Zur Besetzung erledigter Bischofsstühle ließ er

den Kapiteln nur dann freie Wahl, wenn sie einen würdigen, ihm geeignet erscheinenden Mann wählten. Andernfalls entzog er den Stiftskapiteln das Wahlrecht und besetzte eigenmächtig, jedoch in Übereinstimmung mit dem Papste, Bischofsstühle. Maßstab waren ihm niemals Rücksichten auf hohe Geburt, sondern persönliche, zur Führung des Hirtenamtes notwendige Eigenschaften. So kam es, daß Heinrich nicht selten gelehrte und fromme Mönche zu Äbten und Bischöfen ernannte, welche Söhne höriger Eltern waren.

Angelegentlich beschäftigte den Kaiser die Klosterreform, ganz nach den Absichten des Papstes Benedikt VIII., mit dem innige Freundschaft ihn verband. Die Klöster waren sehr reich geworden. Im Gefolge des Reichtums entwickelten sich in manchen Klöstern Üppigkeit und Vernachlässigung der Regeln des heiligen Benedikt. Viele Söhne des Adels wurden Mönche, nicht aus Beruf und Liebe zum geistlichen Stande, nicht in dem Streben, durch Weltflucht und Abtötung hohe Stufen christlicher Vollkommenheit zu erstreiten, sondern in der Absicht, im Kloster ein sorgenfreies, träges Dasein führen zu können.

Mit starker Hand griff der Kaiser in das regellose, entartete Mönchswesen. Zuerst fühlte die berühmte Abtei Hersfeld seine Strenge. Er setzte zum Abt den heiligen Godehard, den er nachmals zum Bischof von

Hildesheim erhob. Godehard verlangte die Rückkehr der Mönche zur Regel des Ordensstifters. Wer sich dessen weigerte, mußte das Kloster verlassen. Die Mehrheit, über fünfzig Mönche zogen aus, kehrten jedoch später wieder bußfertig nach Hersfeld zurück.[7]) Zu gleicher Zeit traf das zuchtlose Kloster Bergen, bei Magdeburg, ein verdienter Schlag. Der Abt Nikdag wurde wegen begangener Verbrechen abgesetzt und die Abtei zur Propstei erniedrigt. Sodann reformierte Heinrich das Kloster Reichenau, dem er einen gottesfürchtigen Mann, Immo von Görz, zum Abt setzte, um die leichtfertigen Brüder nach der Ordensregel zu führen. Als sich die Reichenauer widerspenstig zeigten, trieb sie der Kaiser aus dem Kloster; manche ließ er körperlich züchtigen. Im Jahre 1013 reformierte er die erste der deutschen Abteien, nämlich Fulda. Den unfähigen Abt Brunthag setzte er ab und erhob an dessen Stelle den im Geiste des heiligen Benedikt waltenden Abt Poppo von Lorsch. Die zuchtlosen Mönche wollten sich die Reform nicht gefallen lassen und wanderten aus. Neue Brüder aus Lorsch bezogen die verlassenen Zellen Fuldas. Im Jahre 1015 legte der Kaiser seine strafende und reformierende Hand auf die Abtei Corvey. Er kam persönlich dorthin, erklärte das Leben der Mönche für entartet, und forderte die Rückkehr zur Regel des heiligen Benedikt. Als die Mönche in hochfahrender Weise sich widersetzten, ließ er ihrer siebzehn in das Gefäng-

nis werfen. Alle Brüder bis auf neun verließen das Kloster, kamen jedoch später wieder zurück, um fortan, unter Leitung des vom Kaiser gesetzten Abtes Thietmar, regelrecht zu leben. In der Abtei Maximin ergaben sich die Mönche der Schwelgerei. Der Kaiser griff sehr empfindlich ein. Er beraubte die lebenslustigen Brüder der Mittel zur Üppigkeit. Mit einem Schlage entzog er der Abtei 6656 Hufen Landes, ein Gebiet von etwa neun deutschen Quadratmeilen. Armut heilte die Brüder von sündigen Gewohnheiten und bekehrte sie zur Beobachtung der Ordensregel.

Solche Klosterreformen vollzog Heinrich in großem Maßstabe. Im Mittelpunkt derselben stand der einsichtsvolle, für Klosterzucht und christliches Leben begeisterte Abt Richard von St. Vannus in Verdun, sowie sein Freund, Graf Friedrich von Verdun, der als einfacher Bruder im Kloster lebte. In enger Verbindung mit ihnen standen die Äbte Odilo von Cluny und Poppo von Stablo und Malmedey.

Richards Erneuerung des geistlichen Lebens brachte in den Klöstern Lothringens und Flanderns neue durchgreifende, heilsame Veränderung hervor, die sich über das ganze Reich ausdehnte. Die von ihm reformierten Klöster bildeten eine Kongregation. Von Zeit zu Zeit berief er die Äbte nach St. Vannus, um sich hier durch Beschäftigung mit den niedrigsten Arbeiten im

Gehorsam und in der Demut zu üben. Doch ohne des Kaisers starken Arm wären Richards Bemühungen großenteils erfolglos geblieben.

So erbitterte Heinrich II. durch strenge Rechtspflege nicht bloß Fürsten und andere gesetzeslose Gewalthaber, sondern auch durch seine beharrlich durchgeführte Klosterreform manche Bischöfe und Adelige, deren Verwandte in den Klöstern durch des Kaisers Strenge getroffen wurden.[8])

2. In St. Vannus.

Im Jahre 1019 nahte ein Reitertroß der Stadt Verdun in Oberlothringen. Die beiden Ritter an der Spitze, zwei reckenhafte Gestalten, waren ausgezeichnet beritten und bewaffnet. Ebenso verrieten die im Sonnenglanze schimmernden, mit Gold eingelegten Schuppenrüstungen hohen Stand. Den Einen kleideten Hoheit und majestätische Würde in Haltung und Bewegung in solchem Maße, daß seine Erscheinung ehrfurchtgebietend, vielleicht sogar furchteinflößend und demütigend wirken mußte, hätten nicht unaussprechliche Milde und Herzensgüte sein Angesicht verklärt. Blonder Vollbart umrahmte sein längliches, bildschönes Gesicht, das täuschende Ebenbild des schönsten Mannes seiner Zeit, seines Großvaters, des Bayernherzogs Heinrich; denn der Reiter war Kaiser Heinrich II.[9]) Im Laufe der Unterhaltung ließen das Spiel der Mienen und das zuweilen jähe Aufblitzen der Augen erkennen, daß sich, bei Anlässen zur Strenge, die gewinnende Milde in strafenden Ernst und Entschiedenheit wandeln mochte.

Der Reiter an des Kaisers Seite war Pfalzgraf Eido, — Comes palatii, — welcher den Monarchen, zur Erledigung dringender Staatsgeschäfte, bei dessen Fahrten durch das Reich zu begleiten pflegte.

Beiden folgten sechs Ritter, ausgewählte und erprobte Helden, nebst einigen Knappen. Die Nachhut bildeten vier Troßknechte, von denen jeder zwei Saumpferde führte, beladen mit hochangeschwollenen Felleisen.

Des Kaisers Augen schweiften über die vor ihm ausgebreitete Landschaft, prangend im Schmucke blühender Obstbäume, grüner Wiesenmatten, silbergrün leuchtender Weinberge, umsichtig bebauter, vielversprechender Ackerfluren. Dann ruhte sein Blick auf der in einiger Entfernung auftauchenden Stadt Verdun, und mit sichtlicher Vorliebe auf dem Kloster St. Vannus, das vor der Stadt lag, weithin seine Vorwerke ausdehnend. Diese bewährte Stätte wissenschaftlicher Bildung, frommer Zucht, landwirtschaftlicher und gewerblicher Thätigkeit, weckte in dem Monarchen Gefühle freudiger Anerkennung. Zugleich erschienen auf seinem Gesichte Merkmale tiefen Ernstes, die mit Zeichen glücklicher Erwartung wechselten, und ganz besondere geheime Absichten bei dem Besuche von St. Vannus andeuteten.

„Jene, die dort wohnen, haben den besten Teil erwählt," sprach der Kaiser, nach dem Kloster deutend.

„Die Brüder von St. Vannus befolgen durch Weltverachtung, persönliche Armut, Gehorsam, Abtötung und beharrlichen Gottesdienst den Rat des göttlichen Christ: »Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe alles, was du hast und gib es den Armen. Denn also wirst du einen Schatz im Himmel haben. Alsdann komme und folge mir nach.« Beneidenswerte Männer, — starke Helden, die ihr Leben nach solchem Rate ordnen! Man nennt mich Kaiser und Herr, — und ich bin es. Meinen Befehlen gehorcht die stärkste Waffenmacht Europas, dessen Fürsten und Völker mir huldigen. Und doch fühle ich mich gering seinem guten Mönche gegenüber, der sich selbst überwunden, — dem alle Macht und Herrlichkeit der Welt nichts bieten können. Sein ganzes Sinnen und Trachten ist einzig auf das Erringen der Krone ewiger Herrlichkeit gerichtet. Ja," rief er aus, „meine vergängliche Macht und Kaiserherrlichkeit für die ewige, himmlische Krone eines guten Mönches!"

Die Rede befremdete keineswegs den Pfalzgrafen. Des Kaisers ideales Streben und frommer Sinn waren allgemein bekannt.[10])

„Die Tüchtigkeit der Mönche von St. Vannus verkündet schon die Straße, auf der wir reiten, sowie Pflege und Anbau der Fluren," entgegnete Eido. „Fahren wir durch ein Land, dann sagen mir schon die Wege, die Matten und Felder, wie es mit Umsicht

Fleiß und Sinnesart im Landeskloster bestellt ist. Gute Wirtschaft, gute Mönche, — und umgekehrt."

„Dein Maßstab ist richtig," bestätigte Heinrich. „Deutschlands wirtschaftliche und gewerbliche Kultur und geistige Bildung gingen von den Mönchen aus. Heute noch sind sie deren Träger und Förderer, — doch leider nicht allenthalben. Es ist noch viel Unkraut unter dem Weizen."

„Mir dünkt, das Unkraut sei von der rastlos thätigen Hand meines Gebieters so ziemlich ausgerauft," erwiderte lächelnd der Pfalzgraf. „Ihr habt mit eiserner Faust in manches Wespennest hineingegriffen und die arge Brut zerstört."

„Dafür werde ich als Gewaltmensch und rücksichtsloser Reformator vom Wespenvolk verschrieen," scherzte der Kaiser. „Nun, ich sage mit St. Paulus: Mir ist es ein Geringes, von den Menschen gerichtet zu werden, der mich richtet, ist der Herr! — Bei allen bessernden Umgestaltungen auf religiösem Gebiete ist Herrschermacht nicht ausreichend. Geistige Verirrungen und Krankheiten können nicht mit Gewalt, sondern nur durch Mithilfe geistiger Kräfte geheilt werden. Ohne meinen Beistand brachte Abt Richard sein Kloster empor. Die Brüder von St. Vannus bildete und führt er genau nach der Regel des heiligen Benedikt. Mit Gottesdienst und Seelsorge, mit Gebeten und Betrachtungen, mit Unterricht in den Schulen und Werken der Nächsten-

liebe, wechseln wissenschaftliche Studien und körperliche Arbeiten. Bessert Richard entfernte Klöster in Lothringen und Flandern, so bedarf er nicht immer meiner Beihilfe — ich jedoch bedurfte immer der seinigen. Ohne Beistand der weisen Männer Richard von St. Vannus, Odilo von Cluny, Godehard von Altaich, Poppo von Stablo, hätte ich mit aller Kaisermacht die Klosterreformen nicht durchführen können."

„Eure Hoheit hat sehr viel Zeit und Mühe an das Mönchswesen verschwendet."

„Verschwendet? Rede nicht thöricht! In Mönchen und Missionsbischöfen erkannte Kaiser Karl der Große die besten Kulturträger. Gleicher Ansicht war mein Großoheim, Kaiser Otto I. Darum stifteten Beide so viele Klöster und Bistümer, und begabten sie reichlich."

„Und Reichtum verdarb manches Kloster."

„Mißbrauch des Reichtums, — sollst Du sagen. Nach den Kirchengesetzen besitzt kein Mönch persönliches Eigen, weil zur Armut das Gelübde verpflichtet. Der Reichtum des Klosters hat dreifachen Zweck, — dienen soll er zur Unterhaltung der Brüder und ihrer Schulen, zur Pflege des Gottesdienstes, zur Unterstützung der Armen. Die Beobachtung dieses Kirchengesetzes und der Ordensregel schließen Entartung durch Üppigkeit aus. Jedes regelrechte Kloster ist eine wirksame Pflegestätte für Ackerbau, Gewerbe, Wissenschaft, Künste und Werke der Barmherzigkeit, — eine Stätte, die

weithin Segen ausstrahlt über das Land. Jedes gute Kloster ist eine Nährmutter edler Gesittung, öffentlicher Wohlfahrt, eine Säule des Reiches. – Darum ist Dein Vorwurf kurzsichtig, allzu viele Zeit und Mühe hätte ich an die Klosterreform verschwendet."

„Ob des Urteils meiner Unverständigkeit bitte ich meinen Herrn und Kaiser um Vergebung!"

„Du hast sie! — Siehe da, wie demütig jene Brüder ihrem Kaiser huldigen!" sagte Heinrich, auf zwei Mönche hinweisend, die neben der Straße am Boden knieten.

Die Gerühmten waren mit Hacken und Spaten auf einem großen Bohnenfelde thätig; denn Bohnen und andere Hülsenfrüchte bildeten die tägliche Nahrung der Benediktiner. Schon ihr Anzug verriet, daß sie der strengen Richtung angehörten. Sie trugen schwarze, rauhe Kutten, deren Kapuzen sie zum Schutze ihrer kahlgeschorenen Köpfe gegen die Sonnenstrahlen emporgezogen hatten. Beim Herannahen des Reiterzuges legten sie ihre Werkzeuge nieder, gingen zum Rande des Bohnenfeldes, sanken in die Kniee, kreuzten über der Brust die Hände und beugten, ihrem Kaiser huldigend, tief die Köpfe. Der Monarch wollte mit freundlichem Gegengruß vorüberreiten. Nach forschenden Blicken auf einen der Mönche hielt er jedoch zur Stelle.

„Täusche ich mich? Seid Ihr nicht der ehrwürdige Abt Atheldag von St. Stephan in Metz?"

„Kaiserliche Hoheit täuschte sich nicht," antwortete der Angesprochene, indem er sich erhob.

„Wie kommt Ihr auf das Bohnenfeld von St. Vannus?"

„Bonum mihi, Domine, quia humiliasti me, ut discam justificationes tuas, — gut ist es für mich, o Herr, daß du mich gedemütigt, damit ich lerne deine Satzungen!" antwortete mit den Worten des Psalmisten der Abt. „Demut und Gehorsam zu erstreiten, bearbeite ich auf meines Bruders Richard Geheiß die Felder von St. Vannus."

„Ah, — ich verstehe! Unter Leitung des weisen Vaters Richard macht Ihr geistliche Übungen. Ich beglückwünsche Euch, ehrwürdiger Abt! Man steht nirgends fester und sicherer wider alle Anfechtungen, als auf dem Boden der Demut. — Wer ist Euer Mitarbeiter und Kampfgenosse?" forschte Heinrich, auf den zweiten Mönch deutend, welcher tief gebeugt in seiner knieenden Haltung beharrte.

„Mein Vorbild im Ringkampfe ist Bruder Egilhard von St. Vannus."

„Wie, der gelehrte Magister? Was führt den Meister in den sieben Künsten zur Arbeit auf das Bohnenfeld?"

„Variatio laborum delectat!" antwortete lächelnd der Gelehrte, indem er sich erhob und durch Zurück-

schlagen der Kapuze ein hageres, geistreiches Gesicht enthüllte.

„Euch ergötzt der Arbeit Wechsel, — und mich ergötzt Eure Geschicklichkeit, das Kleinod Selbstverleugnung zu verbergen. Ich möchte auf gleicher Rennbahn Euer Kampfgenosse sein," fügte der Kaiser mit aufleuchtender Miene bei, „und zwar im Geiste des Preisgesanges unserer Lieben Frau: »Deposuit potentes de sede, et exaltavit humiles, — Mächtige stürzte er vom Throne und Demütige erhob er.« — Auf Wiedersehen!"

Er neigte grüßend das Haupt und ritt weiter.

Das Begegnen mit dem gelehrten Magister erregte den Monarchen.

„Hast Du ihn gesehen, den Wundermenschen Egilhard? Ein zweiter Gerbert, den die Leute für einen Zauberer hielten, weil er die Geheimnisse der Natur auskundschaftete, gläserne Röhre erdachte, mit denen er in den Sternen las, und neben vielen anderen nützlichen Dingen einen Zeitmesser erfand, den er Sonnenuhr nannte.[11]) Diesen Gerbert erhob mein Vetter, Kaiser Otto III., als zweiten Sylvester auf den päpstlichen Stuhl, um seine Gelehrsamkeit zu ehren. Und Egilhard, der gelehrter ist als Gerbert, bleibt einfacher Bruder, weil ihn sein Abt nicht will fahren lassen, — mir das Kleinod versagt."

„Wenn der Kaiser befiehlt, muß der Abt gehorchen."

„Nein, Pfalzgraf! Wo der Kaiser zum Befehlen kein Recht hat, darf ihm jedermann den Gehorsam versagen. Ich kann den Abt wohl bitten, mir zu schenken, was ihm gehört, — zwingen darf ich ihn nicht."

„Ich denke, es gibt noch viele gelehrte Mönche im Reiche und Äbte genug, die nicht so versessen sind auf ihre Söhne, wie Abt Richard von St. Vannus."

„O ja, in vielen Klöstern hausen gelehrte Magister, doch kaum ein zweiter Egilhard. Als wir vor zehn Jahren die feste Stadt Metz berannten und sich die Belagerung in die Länge zog, ritt ich zur geistigen Erfrischung nach St. Vannus. Damals lernte ich Egilhard kennen und bewundern. Aller Künste ist er Meister. Die gelehrten Mönche von Cluny übertrifft er in der Theologie, — jene von Lobbes in der Philosophie, — den scharfsinnigen Bischof Burchard von Worms in der kanonischen Rechtswissenschaft, — die Mönche von Tegernsee in der Mechanik und Baukunst, — die Mönche von Lorsch in der Musik und Malerei, — den Bischof Bernward von Hildesheim in kunstvollen Metallarbeiten, im Gießen von Glocken und schmuckreichen ehernen Leuchtern und Thüren.[12]) Vor zehn Jahren war Egilhard gerade daran, ein Haus zu bauen, darin er Glasgemälde brennen wollte. Als ich über Inhalt und Wesen der Physik ihn fragte, da antwortete er mit den Worten des altrömischen Dichters Virgil:

»Was Erdbeben erzeugt, was flutende Meere erreget,
Heilende Kräfte der Pflanzen, der wilden Tiere Gemüter,
Arten der Sträucher, der Steine und alles, was kreucht auf dem Bauche.«

„O, ich sage Dir, ein Wundermensch, — ein Meisterwerk Gottes!"

„Das man in St. Vannus zur Arbeit auf das Bohnenfeld schickt, — geringe Schätzung!"

„Du irrst! Das Höchste in jedem guten Kloster besteht nicht in Gelehrsamkeit, sondern im ethischen Werte des Menschen, in Tugend und Frömmigkeit, deren Grundlage die Demut. So wenig ein Gebäude ohne Fundament aufrecht stehen kann, so wenig kann es die Tugend ohne Demut. Erniedrigende Arbeiten haben den Zweck, Dünkelhaftigkeit zu verscheuchen und Bescheidenheit zu wahren. Den Gelehrtesten entstellt Hochmut, Demut ziert ihn."

„Dieser Egilhard scheint wirklich ein Zauberer zu sein, dieweilen sich in wenigen Jahren sein Kloster zu einer Vorstadt von Verdun ausdehnte," bemerkte der Pfalzgraf.

„Das nicht allein," versetzte Heinrich. „Wie uns der Augenschein lehrt, gibt es in der Stadt Verdun noch sehr viele Strohdächer, — in St. Vannus ist das letzte verschwunden. Damals sagte mir Egilhard: »Der Feuerbrünste Nährboden sind Strohdächer. Ich werde unsern Vater Abt bitten, mich eine Ziegelei bauen und feuerfeste Dachbedeckung herstellen zu lassen.« Diesen

Plan hat er durchgeführt. Alle Gebäude des Klosters und seiner Vorwerke haben Ziegeldächer, — die Kirche sogar ein Dach von Blei."

Sie waren der Abtei nahe gekommen und erreichten die Stelle, wo sich die Straße nach Verdun und St. Vannus teilte.

„Du kennst meine Absicht," sprach der Kaiser, indem er das Pferd anhielt, „bei den frommen Brüdern von St. Vannus meiner Seele Heil durch innerliche Einkehr und geistliche Übungen zu bedenken. Nur mein Knappe und ein Knecht mit einem Saumroß, das meine Kleidung und Leibwäsche trägt, begleiten mich. Du reitest mit dem Gefolge nach der Kaiserpfalz in Verdun. Dort harre meiner weiteren Befehle."

Der Pfalzgraf beugte huldigend sein Haupt bis herab zur Mähne des Pferdes. Der Monarch ritt langsamen Schrittes nach dem Kloster, hinter ihm sein Knappe, und beiden folgte der Knecht mit dem Saumtier.

In seiner äußeren Anlage unterschied sich St. Vannus nicht von reichen Klöstern jener Zeit. Seine Vorwerke hatten den Umfang eines kleinen Dorfes, das naturgemäß den verschiedenen Aufgaben der Benediktiner entsprang. Auf gewerbliche und ökonomische Thätigkeit angewiesen, betrieben die Mönche von St. Vannus in großem Stile die Landwirtschaft, die sich auf entlegene Höfe erstreckte, bewohnt von Kolonnen und Eigenleuten der Abtei. Nicht minder besaß das Kloster alle

Fabriken und Arbeitshäuser, zur Herstellung sämtlicher Lebensbedürfnisse für die Brüder und die Eigenleute. Die Gesamtheit dieser Menschen, einige tausend Seelen, wurde „Familie" genannt, weil sie unter dem Krummstabe des Vaters Abt eine Gemeinschaft bildeten. Dieses schöne, die ganze innere und äußere Klostergemeinde umfassende Familienverhältnis bewirkte das Interesse jedes Einzelnen für die Gesamtheit. Die mannigfaltigsten Obliegenheiten für den Vater einer so großen Familie erfüllte Abt Richard mit seltener Umsicht und Sachkenntnis. In genügender Anzahl und im besten Zustande erhoben sich die Wohnhäuser der Vorwerke und die Gebäude landwirtschaftlicher und gewerblicher Art. Zu den äußersten Vorwerken gehörten die Kornspeicher und Dreschtennen, die Stallungen für Haustiere und die Wohnungen für Knechte und Hirten. Einen großen Flächenraum nahm der Garten ein, bepflanzt mit allen Sorten von Obstbäumen, mit Gemüsen und Arzneikräutern, mit den mannigfaltigsten Blumen, sowie bestellt mit einem großen, reichbevölkerten Bienenhaus. Weiterhin kamen die Haushaltungs- und Vorratsgebäude, die Bäckerei und Brauerei, die Weinkelter, die Kellereien für Wein und Bier und sonstige Haushaltungsbedürfnisse. Ansehnlich waren die Tuchwalkerei und Gerberei, zahlreich die Behausungen der Schuster und Schneider, Schildmacher, Bildschnitzer, Goldarbeiter, Schmiede, Wagner, so daß die Vorwerke

den Eindruck reger Gewerbthätigkeit machten. Sämtliche Handwerker waren Mönche, teilweise sogar Priester. Handelsprodukte wurden jedoch nicht angefertigt, sondern nur alle Bedürfnisse der einige tausend Köpfe zählenden Klosterfamilie hergestellt.

Dem Kloster zunächst lag die Fremdenherberge, ein stattliches, mehrstöckiges Gebäude; denn an die Gastfreundschaft wurden bedeutende Ansprüche gestellt, und zur Übung der Gastfreundschaft verpflichteten die Ordensregeln. Der Herberge gegenüber lag das Krankenhaus, ein nicht minder stattlicher Bau, darin bei Krankheitsfällen die Eigenleute der Abtei, sowie erkrankte Fremdlinge Aufnahme und liebevolle Pflege fanden, und zweckmäßige Behandlung durch arzneikundige Mönche.

Nach dem Abschluß dieser Vorwerke erhob sich das eigentliche Kloster, dessen Gebäude die Kirche umstanden. Die Mönche bewohnten den geräumigsten Bau, der nicht bloß viele Zellen oder enge Kammern enthielt, sondern auch die Bibliothek, Armarium genannt, — den Speisesaal oder Refectorium, — den gemeinsamen Schlafsaal oder Dormitorium, — die Schreibstube, wo schönschriftkundige Brüder wertvolle Bücher abschrieben, — den Kapitelsaal, darin sich die Mönche bei wichtigen Anlässen zur Beratung um den Abt versammelten, — den Musiksaal, wo sich die Brüder, unter Leitung eines Magisters, im Psalmen- und Hymnengesang übten, zur Verherrlichung des festlichen Gottes-

dienstes. Nicht beliebt und geflohen war die Geißelkammer, darin strafwürdige Brüder körperlich gezüchtigt wurden.

In Verbindung mit dem Klostergebäude stand das Novizenhaus. Hier wurden junge Leute strenger Zucht und mehrjähriger Prüfung unterworfen, um je nach Befund in den Mönchsstand aufgenommen oder abgewiesen zu werden. An das Novizenhaus reihte sich das Schulgebäude, eine Anstalt für Knaben und Jünglinge, die von gelehrten Magistern in den sieben freien Künsten unterrichtet und im Geiste des Glaubens erzogen wurden. Neben dieser höheren Lehranstalt besaß die Abtei noch einige Volksschulen in verschiedenen Weilern, zum Unterricht für die Kinder ihrer Eigenleute.

Die klösterliche Gebäudegruppe umgab eine hohe und feste Mauer, deren vorspringende Türme und Schießscharten bewiesen, daß sie errichtet war zur Abwehr feindlicher Angriffe, — keine Seltenheit in jener kriegerischen Zeit.[13])

Da häufig fahrende Ritter die Gastfreundschaft von St. Vannus beanspruchten, so erregte der Kaiser, den man für einen gewöhnlichen Ritter hielt, keine besondere Aufmerksamkeit. Niemand ahnte, daß der Gewappnete, im Geleite eines Knappen und Troßknechtes, das Haupt des Reiches, der mächtigste Herr auf Erden sei.

Als Heinrich vor der Fremdenherberge anlangte und aus dem Sattel sprang, eilten Knechte des Stall-

meisters herbei, für die Pferde der Gäste Sorge zu tragen. Zugleich erschien der Gastwart, Custos hospitii auch Hospitularius genannt, ein Mönch von freundlicher, zuvorkommender Art, unter dessen Leitung die zahlreiche Dienerschaft der Herberge stand. Mit achtungsvoller Begrüßung nahte er dem Monarchen. Kaum hatte er jedoch die von Helm und Panzerkappe teilweise verhüllten Gesichtszüge des Fremden näher betrachtet, als er in die Kniee sank und tief gebeugten Hauptes dem Kaiser huldigte.[14])

„Gott sei mit Dir, Bruder Herich! Stelle Dich flugs auf Deine Füße und mache kein Aufsehen," sprach der Fürst. „Ohne Weile führe mich nach meinem Zimmer und empfange dort meine Aufträge."

„Deo gratias!" versetzte der Gastwart, nach einer sehr tiefen Verbeugung dem Monarchen vorangehend.

Sie betraten die Herberge, stiegen eine Treppe empor und gelangten zum vornehmsten Raum des Gebäudes, Fürstenstube genannt. Dieses Zimmer war für geistliche und weltliche Fürsten vorgesehen und eingerichtet. Verweichlichende Bequemlichkeiten und luxuriöse Ausstattungen der Wohnräume kannte jene rauhe Zeit nicht. Von Polstersitzen, feinen Möbeln, schwellenden Bodenbelegen keine Spur; denn die Binsenmatten des Fußbodens konnten nicht als Zierat gelten. Ein Tisch inmitten des Zimmers, einige Stühle mit hohen Rücklehnen, Bänke an den Wänden, waren von

Eichenholz und dauerhafter Arbeit, nebenbei auch Zeugen von der Bildschnitzerkunst der Mönche. Die Tischplatte trugen vier kräftige Säulen, von Pflanzenwerk umrankt und belebt von kleinen abenteuerlichen Tiergestalten. Auch die Stuhllehnen und Rückwände der Bänke zierte Schnitzwerk. Die runden, in Blei gefaßten Scheiben der drei Fenster erzählten von Magisters Egilhard kunstvoller Glasgemäldebrennerei. Die Wände schmückten buntfarbige Darstellungen aus der heiligen Geschichte, zwar noch plumpe Arbeiten, aber doch Beweise von der Strebsamkeit kunstliebender Mönche. Aus der Fürstenstube führte eine Thüre in das anliegende Schlafgemach.

„Nun, Bruder Herich, höre meine strengen Befehle, und hüte Dich wohl, sie zu übertreten!“ begann der Kaiser mit ernster Miene. „Meine Ankunft soll den Brüdern im Kloster vorläufig verborgen bleiben. Die betenden und betrachtenden Väter in den Zellen, — die schreibenden und studierenden Gelehrten im Armarium, — die unterrichtenden Magister in den Schulen, sie alle sollen nicht gestört werden. Ebensowenig gefällt mir der Aufruhr der Klosterschüler, die jedesmal bei meinem Erscheinen in Klöstern darauf versessen sind, irgend einen Gnadenerweis zu erzwingen. Diese und andere Störungen verhütet mein strengstes Incognito. Dem Grafen Friedrich meldest Du, ein Gast wünsche ihn zu sprechen. Bevor Du nach dem Kloster Dich begibst,

weise den Speisemeister an, für mich und meinen Knappen hier einen Imbiß aufzutragen."

„Unseres Herrn und Kaisers Befehle sollen pünktlich vollzogen werden," sagte Herich und verschwand.

Unter Führung des Knappen erschienen zwei Diener, welche das Felleisen nach dem Schlafgemach trugen.

„Alfred, sehe nach, ob das Waschbecken gefüllt ist!" mahnte der Kaiser seinen Knappen, einen bescheidenen Jüngling.

Die Mahnung des Gastes verletzte das Pflichtgefühl der Diener.

„Wasser in Menge, frisches Wasser, Euer Gnaden, — ganz nach Vorschrift! — Wir sind keine faulen Knechte, die ihre Schuldigkeit versäumen!" sagten die Diener im Tone der Kränkung.

„Diensteifer ist löblich, — doch hütet euch vor empfindlicher Selbstgefälligkeit, der ersten Stufe zum Hochmut!" versetzte Heinrich.

Die Felleisenträger erwogen die Worte, fanden den Tadel verdient und schlichen von dannen.

Während Alfred das Gepäck öffnete und Kleidungsstücke hervorzog, hob der Fürst den Helm vom Haupte und legte die Panzerkappe nach dem Nacken. Jetzt wurde die männliche Schönheit und der durchgeistigte Ausdruck der Gesichtszüge völlig wahrnehmbar. Und als er mit Hilfe des Knappen die Rüstung abgelegt und in der knappschließenden Kleidung dastand, wurde

auch das Ebenmaß der muskulösen Glieder sichtbar. Er wusch das Angesicht, kämmte den Vollbart und das herabwallende deutsche Goldhaar, — alles eigenhändig, in Ermangelung eines geschickten und nicht vermißten Kammerdieners.

Alfred hatte die kaiserliche Hauskleidung bereitgelegt und verließ das Gemach, im Vorzimmer der Befehle seines Herrn gewärtig. Mit großem Interesse betrachtete er die Wandgemälde, deren unklare Darstellung zuweilen dem Beschauer das Rätsel ihrer Bedeutung vorlegte. Mit Hilfe seiner biblischen Kenntnisse, die er in der Klosterschule gewonnen, versuchte der Knappe, die Rätselaufgaben zu lösen, bis er endlich in dieser Unterhaltung gestört wurde.

Die Thüre nach dem Gang öffnete sich in bescheidener Sachtheit. Unter dem Eingang erschien eine hohe Gestalt, angethan mit dem rauhen Gewand der Benediktiner. Ein schwarzer Vollbart fiel über die Brust des Mönches herab, und ein Kranz von Haaren, die Dornenkrone des Weltheilandes versinnlichend, zog um den blank geschorenen Kopf. Mit forschenden Blicken auf den Jüngling trat er näher, verbeugte sich und harrte der Anrede.

Alfred musterte befremdet den Eindringling.

„Euer Edlen ließ mich rufen, — hier bin ich, — Bruder Friedrich."

„Verzeiht, ehrwürdiger Bruder! Euch ließ ich nicht rufen.“

„Also ein Mißverständnis. Ihr meint wohl den Grafen Friedrich von Verdun, der sich in den Bruder Friedrich verwandelt hat,“ versetzte lächelnd der Mönch.

„Ah, — ich errate! Mein Gebieter mag Euch wohl hieher beschieden haben.“

Die Thüre des Seitengemaches öffnete sich. In eine verbrämte Ärmeltunika gekleidet, die ihn bis hinab zu den Füßen verhüllte, betrat Heinrich das Zimmer.

Mit weitgeöffneten Augen stand der Fürst in der Mönchskutte, unbeweglich und starr. Bevor er sich von seiner Überraschung erholen und zur Huldigung niederwerfen konnte, faßte ihn der Monarch bei der Hand.

„Willkommen, lieber Graf!“ sprach huldvoll der Kaiser, ohne die Rechte Friedrichs frei zu geben. „Du bist höchst verwundert und glaubst, ein Traumgebilde vor Dir zu sehen. Ich bin es wirklich, Dein alter, treuer Freund.“

„Mein Herr und Kaiser!“ entgegnete bewegt der Klosterbruder und küßte, da ihm der Kniefall untersagt blieb, Heinrichs Hand. „Dem Gesalbten Gottes, der höchsten Majestät auf Erden, meine schuldige Botmäßigkeit und Huldigung!“

Der Kaiser geleitete ihn nach einer Bank und setzte sich neben ihn.

„Diesmal führt mich persönliches Anliegen hieher, weshalb ich vorübergehend unerkannt bleiben will," hob er tiefernst an. „Eine große That, entscheidend für Zeit und Ewigkeit, möchte ich vollbringen. Nicht der Kaiser will seinen Herrscherpflichten genügen, sonder Liudolfinger Heinrich seiner Seele Heil bedenken. Damit nun der Kaiser meine Absichten nicht hindert, so wünsche ich incognito hier zu weilen. Den Zusammenhang meines Wunsches mit meinen Absichten wirst Du bald erkennen. — Eben nahen die Brüder. Vermeide jede Titulatur, — heiße mich Ritter Heinrich."

Unter Aufsicht des Hospitularius erschienen einige Gastbrüder. Sie trugen Teller, Schüsseln, Platten mit Speisen, Gläser und Kannen, letztere gefüllt mit Bier und Wein. Gewandt bestellten sie den Tisch, die Speisen nach der Reihenfolge ordnend.

Inzwischen saß der Kaiser schweigend. Der fürstliche Bruder Friedrich überlegte die vernommenen bedeutsamen Worte.

„Darf ich Euch zur Teilnahme am Imbiß einladen, Herr Graf?" fragte Heinrich.

„Ihr seid gütig, Herr Ritter! Eure Einladung muß ich dankend ablehnen, weil die Ordensregel jeden Imbiß außer der bestimmten Zeit verbietet. Wollte jedoch Euer Gnaden meine Bedienung über Tisch annehmen, so wäre ich dankbar für diese Huld."

„Es wäre unhöflich, den Dienst Eurer Nächstenliebe zurückzuweisen," erwiderte Heinrich, und an den Hospitularius gewandt, fuhr er fort: „Sohin bedürfen wir Euerer und der Brüder Aufwartung nicht."

Der Gastwart und dessen Begleiter verließen das Zimmer.

Die Zurückgebliebenen sprachen das „Benedicite" oder Tischgebet und ließen sich nieder.

„Wie viele Jahre trägt der einst so mächtige und reiche Graf von Verdun das Gewand des heiligen Benedikt?" begann der Kaiser die Unterhaltung.

„Seit acht Jahren."

„Hast Du niemals bereut, Deine Güter den Armen geschenkt und allen Weltfreuden den Rücken gekehrt zu haben?"

„O nein, — im Gegenteil! Je länger ich die Süßigkeiten des Seelenfriedens und der Freiheit der Kinder Gottes genieße, — je höher ich durch Weltverachtung emporklimme auf den Stufen christlicher Lebensweise, desto glücklicher preise ich mich, irdische Eitelkeiten gegen unvergängliche Schätze und himmlische Kronen vertauscht zu haben."

„Richtig und weise gesprochen! Doch nicht sehr häufig stimmt das Erkennen der Menschen mit ihrem Wollen. Gar viele mögen erkennen, daß die Beobachtung göttlicher Lehren mit himmlischen Kronen lohnt, — doch wenige im Verhältnis zur Gesamtheit handeln

nach dieser Erkenntnis. Die Welt und alles verlassen um Gottes willen, — das Joch des Gehorsams und der Armut freiwillig tragen, — in strenger Abtötung durch das Leben gehen, — stetig nach dem Höchsten streben, — — das sind Aufgaben, die nicht gar viele zu lösen trachten."

„Ich bitte Eure Hoheit, zwischen Pflichten und Räten zu unterscheiden!" entgegnete verbessernd Bruder Friedrich. „»Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote,« — lehrt der göttliche Christ. Solches genügt, die Seligkeit zu erstreiten. Hingegen sind die Gelübde der Armut, des Gehorsams, der Jungfräulichkeit keine Gebote, sondern evangelische Räte, zu denen niemand verpflichtet ist."

„Weshalb unterwarf sich Graf Friedrich dennoch evangelischen Räten?" fragte lächelnd der Kaiser.

„Weil ich in der Bruderschaft des heiligen Benedikt meine Schwachheit schützen wollte gegen arglistige Nachstellungen der bösen Welt."

„Ein sehr triftiger Grund! Wer im Weltgetriebe durch mancherlei Gefahren das Seelenheil bedroht sieht, handelt klug, durch Weltflucht sich zu retten. So meinst Du doch?"

„Wie Ihr sagt, mein Gebieter!"

„Dennoch könnte unter Umständen die Weltentsagung zur Pflicht werden? — Nicht so?"

„O ja, dem ewigen Verderben zu entrinnen, darf kein Opfer zu schwer fallen. Darum lehrt der Heiland: »Ärgert dich dein Auge, so reiße es aus und wirf es von dir; denn es ist dir besser, mit einem Auge in das Leben einzugehen, als mit zwei Augen in den Abgrund ewiger Verdammnis hinabgestoßen zu werden.« Das will heißen, lebt der Mensch in Verhältnissen, die ihm so lieb sind wie seine Augen, ihn jedoch von Gott scheiden, so muß er sie lassen und von sich werfen."

„Demnach müßte ich der Krone und aller Kaiserherrlichkeit entsagen, wenn sie in Sünden mich verstrickten?"

„Gewiß, — keine Frage!"

„Ich danke Dir, lieber Graf, und freue mich, durch Dein Urteil meine Absicht bestätigt zu finden!" versetzte der Monarch, indem er sich erhob. „Nun geleite mich zum ehrwürdigen Vater Richard. Du, mein Sohn," wandte er sich an den Knappen, „weilst in der Herberge und harrst meiner Weisung."

Abt Richard saß schreibend in seinem Zimmer, das sich nur durch seine Größe von den engen, dürftig eingerichteten Mönchszellen unterschied. Das Gesicht des berühmten Klosterreformators trug das Gepräge eines entschiedenen Charakters, und seine hagere Gestalt, in Verbindung mit dem milden Ernst seiner Züge, verriet den strengen Asceten. In seine Arbeit vertieft, beachtete er nicht das Öffnen der Thüre und schrieb weiter.

„Ehrwürdiger Abt, ich grüße Euch, und bitte, meine Störung zu entschuldigen!“ klang Heinrichs Stimme durch den Raum.

Richard blickte auf und starrte einige Sekunden den Kaiser sprachlos an, wie jemand, der seinen Sinnen nicht traut. Jetzt sprang er jählings empor und stürzte zu des Monarchen Füßen nieder, die Hände vor der Brust kreuzend und das Haupt bis zum Fußboden gebeugt.

Heinrich blickte mit eigentümlich aufleuchtenden Augen auf den Knieenden herab.

„Stehet auf, Abt Richard! Nach Euch wird kein Anderer dem Kaiser Heinrich huldigen.“

Die Worte klangen wie Gelöbnis und erregten nicht geringes Befremden der beiden Mönche.

Er hatte sich in den Sessel des Abtes niedergelassen. Durch eine Handbewegung gebot er den Benediktinern, ihm gegenüber auf der Wandbank Platz zu nehmen. Seine Haltung war sehr ernst, fast strenge und wesentlich verschieden von der trauten Herablassung, in der er mit Bruder Friedrich in der Herberge verkehrte.

„Ich kam hieher, um Euch zu erklären,“ fuhr er in entschiedenem Tone fort, „daß ich der Herrschaft entsage und wünsche, in die Familie der Brüder von St. Vannus aufgenommen zu werden.“ [15])

Die Überraschung der Mönche war unbeschreiblich und streifte an Bestürzung.

„Kaum bedarf es der Begründung meines festen Entschlusses, dieweilen jedermann freisteht, in Erfüllung evangelischer Räte dem göttlichen Christ nachzufolgen. Demgemäß werdet Ihr die Bitte mir nicht versagen können, ehrwürdiger Abt, mich in Eure Bruderschaft aufzunehmen."

Der Abt kannte Heinrichs zähes Beharren auf gefaßten Entschlüssen. Einerseits erschreckten ihn die Folgen des kaiserlichen Vorhabens, anderseits beunruhigte ihn die Schwierigkeit, eine Sinnesänderung des Standhaften zu bewirken. Darum schwieg er und sah nachdenkend vor sich hin.

„Qui tacet, consentire videtur, — Euer Schweigen verbürgt die Erfüllung meiner Bitte!" sprach der Fürst, während sein Blick forschend auf dem Prälaten ruhte.

„Um Vergebung, allergnädigster Gebieter, wenn ich Euere Hoheit auf Umstände hinweise, die Eures Vorsatzes Ausführung durchkreuzen. Wer in der Ehe lebt, ist gebunden, nicht frei in seinen Entschlüssen nach vorliegender Richtung. Die Kirchengesetze verbieten sothanes Gelübde ohne Zustimmung des anderen Teiles."

„Mit Übereinstimmung Kunigundens, meiner Gemahlin, faßte ich den Entschluß," erwiderte Heinrich. „Kunigunde ersehnt noch inniger das Scheiden von geräuschvollem Treiben der Welt, sowie ungehinderten Verkehr mit Gott, als ich selbst. In früher Jugend

hatte sie gelobt, den Schleier zu nehmen. Mein Werben um ihre Hand, sowie ihrer Eltern Gebot, vereitelten die Ausführung ihres Gelöbnisses. In trautem Zwiegespräch mit mir, ihrem Bräutigam, vergoß sie heiße Thränen, aus Gehorsam und Liebe der ewigstrahlenden Krone reiner Jungfräulichkeit durch den Ehebund verlustig zu gehen. Ich tröstete das weinende Mägdlein und versprach, mit ihr gemeinsam zu streiten um die Krone fleckenloser Reinheit. Wir machten vor Gott das Gelübde ewiger Keuschheit und hielten es. Kunigunde ist heute noch eine unberührte Jungfrau.[16]) — Sohin," schloß er, „besteht in dieser Hinsicht kein Hindernis. Wie ich hier in St. Vannus ungeteilt Gott angehören und ihm dienen will, so wird Kunigunde in dem von ihr gestifteten Frauenkloster Kaufungen ihrem himmlischen Bräutigam angehören."

Diese Erklärung, so außerordentlich und bewunderungswürdig ihr Inhalt auch war, gewann keineswegs den Abt für die ausgesprochene Absicht. Im Gegenteil, Richards Mienenspiel verriet entschiedene Abwehr.

„Was des Kaisers Majestät uns, seinen unwürdigen Dienern, zu enthüllen geruhte, räumt zwar ein Hindernis hinweg, dafür aber türmen sich andere Schwierigkeiten bergeshoch auf," entgegnete er. „Eure Thronentsagung würde das ganze Reich in die größte Verwirrung bringen. Die Räuber, die Gewaltmen-

schen, die Fehdesüchtigen, alle Gesetzlosen, von Eurer starken Hand gebändigt und in der Ordnung Schranken gezwungen, würden sich hervorwagen, um durch neue Frevelthaten Schrecken zu verbreiten. Die Seeräuber des Nordens und die heidnischen Slavenvölker des Ostens, die so oft mit Brand und Mord in das Reich gebrochen, bis Euer waffenmächtiger Arm sie niederschmetterte, — sie würden abermals die Reichsmarken überfluten und deutsche Lande verwüsten. Alle Ruchlosen, durch des Kaisers unermüdliches Walten und strenge Gerechtigkeit eingeschüchtert, wären zu neuen Unthaten bereit, sobald sie erführen, der von Gott bestellte Wächter und Völkerhirt Heinrich habe die Rüstung mit dem Ordensgewand und das Schwert mit dem Psalter vertauscht. Ruhe und Ordnung, Frieden und Glück, deren sich das ganze Volk jetzt erfreut, wären dahin.[17]) — Verzeiht, erhabner Gebieter, wenn ich jede Teilnahme an folgenschweren Mißgriffen ablehne!"

Der Monarch kannte aus Erfahrung Richards Festigkeit, sobald er sich zum Widerstand verpflichtet glaubte; dennoch ließ er nicht ab, ihn für seine Absicht zu gewinnen.

„Ihr seid unbillig, ehrwürdiger Abt! Seit siebzehn Jahren trage ich die Krone und fahre rastlos durch das weite Reich, des Herrscheramtes zu walten, — Fehden beizulegen, — Streitigkeiten unter den Fürsten zu schlichten, — allenthalben Recht zu sprechen, —

Bibliotheca Bipontina
Zweibrücken

feindliche Völker zu bekriegen, — Ordnung zu schaffen in Italien, — dem Papste apostolische Freiheit zu erkämpfen, — in Eilmärschen wieder nach Deutschland zurückzukehren, um ausgebrochene Unruhen niederzuschlagen. Ich kann sagen, seit siebzehn Jahren gab es für mich nur wenige Rasttage, keine Zeit für innere Einkehr und gründliche Selbsterkenntnis. Unbillig ist es, mir zu wehren, die letzten Jahre irdischer Wanderschaft ganz dem Dienste Gottes und meiner Seele Wohlfahrt zu widmen. Christliche Vollkommenheit zu erstreiten, soll auch mir gestattet sein."

„Das Thaten unseres kaiserlichen Herrn stand jederzeit im Dienste Gottes, hierin bedarf es keiner Änderung," entgegnete Richard. „Die letzten Jahre? Dermalen zählt mein Gebieter neunundvierzig Lebensjahre. Ihr steht also im besten Mannesalter. Bis Schwächen des Greisenalters Thatlosigkeit entschuldigen, mögen noch dreißig Jahre verstreichen."

Der Kaiser blickte sinnend vor sich hin. Merkmale heftigen Seelenkampfes erschienen auf seinem Angesicht. Dann verbreitete sich Ruhe über seine Züge, während seine Augen triumphierende Lichter ausstrahlten. Offenbar hatte er nach schwerem Kampfe einen glänzenden Sieg über sich selbst errungen.

„Den Unerbittlichen zu erweichen, muß ich wohl thun, was ich vor zwölf Jahren auf dem Konzil zu Frankfurt gethan," hob er an. „Damals wollte ich

als feste Reichsburg in den Ostmarken das Bistum Bamberg stiften, zur Bekehrung angrenzenden Heidenvolkes. Der Papst billigte und rühmte mein Vorhaben, — nicht jedoch Bischof Heinrich von Würzburg, weil er an das neue Bistum ein Stück seines Sprengels abtreten sollte. Ein Machtgebot des Herrschers war unmöglich; denn Heinrichs Widerspruch war berechtigt und er verpflichtet, das Eigen seiner Kirche ungeschmälert zu erhalten. Ich berief also durch Erzbischof Willigis von Mainz ein Konzil nach Frankfurt, wo fast alle deutschen Bischöfe erschienen. In feierlicher Versammlung erklärte ich mein Vorhaben, auch meinen festen Willen, das Bistum Würzburg für das abzutretende Gebiet reichlich zu entschädigen. Bischof Heinrich war nicht erschienen. Er schickte als Stellvertreter seinen Kaplan Beringer. Dieser meldete, Bischof Heinrich sei persönlich nicht gekommen, aus Furcht vor dem König. Niemals habe er gutgeheißen, daß in irgend einer Hinsicht der ihm von Gott anvertrauten Kirche Abbruch geschehe. Sodann beschwor Beringer alle Anwesenden um der Liebe Christi willen, sie möchten in Abwesenheit des Bischofs nicht einen Beschluß fassen, der ihnen ja selbst in Zukunft als maßgebender Vorgang könne vorgehalten werden. — Darauf erklärten einige Bischöfe, das Recht stehe auf Seite Heinrichs von Würzburg. Alle übrigen saßen schweigend, — keiner sprach für meine beabsichtigte Stiftung. Wie ich nun das un-

beugsame Recht wider mich und das für die Christenheit heilsame Werk bedroht sah, da that ich aus Liebe zu Gott, was kein anderer König jemals vor mir gethan. Ich verleugnete mich selbst, übte die schwerste Überwindung meines ganzen Lebens, — ich beugte meine Herrscherwürde in den Staub und bat fußfällig das Konzil, meine Bitte zu gewähren. Der demütigende Kniefall des Königs erschütterte dergestalt die Bischöfe, daß sie fast alle weinten. Wie nun Erzbischof Willigis an das Gericht die Frage stellte, was zu thun sei, — da antwortete Erzbischof Tagino von Magdeburg, die Sache könne dem Antrage des Königs gemäß gesetzlich vollzogen werden. Alle übrigen stimmten bei.[18]) — Und nun? Seit Jahren gießt das Bistum Bamberg Segen aus über die umwohnenden Heidenleute. — Wenn damals des Königs Verdemütigung die Bischöfe meiner Bitte geneigt machte, so wird heute des Kaisers gleiche Verdemütigung den Abt von St. Vannus nicht minder erweichen," schloß Heinrich, indem er sich erhob.

Richard sprang vom Sitze.

„Ich beschwöre Eure Hoheit, den mindesten Eurer Diener nicht zu kränken!" rief er. „Damals habt Ihr in Frankfurt eine Großthat vollbracht, die vor Gott alle Ruhmesthaten des allzeit siegreichen Kaisers weitaus überstrahlt; denn Ihr habt nicht andere, sondern Euch selbst überwunden."

„Ihr seid also geneigt, meine Bitte zu erfüllen?"

Der Abt schwankte.

„Unam petii a Domino: hanc requiram, ut inhabitem in domo Domini omnibus diebus vitæ meæ, — Eines erflehte ich von dem Herrn, darnach sehne ich mich: daß ich wohnen dürfe im Hause des Herrn, alle Tage meines Lebens," sprach der Kaiser mit den Worten des Königs David. „Mein Wunsch ist kein plötzlicher Einfall, sondern ein längst gehegtes Vorhaben."

„Ich könnte meinem Gebieter zwar entgegnen mit den Worten des Psalmisten: »Exspecta Dominum, viriliter age, et confortetur cor tuum, et sustine Dominum, — des Herrn geharre, handle mannhaft, dein Herz fasse Mut, halte dich an den Herrn!« erwiderte Richard. „Da jedoch mein Kaiser auf seinem Willen besteht, so unterwerfe ich mich."

Er öffnete die Thüre und sprach einige Worte zu dem im Gang stehenden Laienbruder.

„Was geschehen muß, geschehe bald!" wandte er sich an den Monarchen. „Aus Rücksichten der Klugheit und zur Vermeidung übereilter Aufregung in allen deutschen Landen, bleibe der Entschluß Eurer Hoheit vorläufig Geheimnis."

„Wohin zielt die Rücksicht aus Klugheit?" forschte Heinrich.

„Auf den Umstand, daß manche Novizen die Probe nicht bestanden und zurücktraten."

„Eure geringe Meinung von meiner Tapferkeit im Streite mit mir selbst werde ich widerlegen," versetzte lächelnd der Fürst.

Ein Bruder, das Ordenskleid der Benediktiner auf dem Arm, trat ein, übergab dem Abte das Gewand und zog sich wieder auf seinen Posten zurück.

Der Kaiser legte die goldgestickte Tunika ab und kleidete sich mit Hilfe Richards in die schwarze einfache Kutte.

„Nach der Regel des heiligen Benedikt sind die Mönche verpflichtet, das Ordenskleid zu tragen, — aber nicht das Gewand macht den Mönch, sondern die Gesinnung," sprach mit sehr ernster Miene der Abt. „Regelrechter Gesinnung erste Stufe ist der Gehorsam. Ihr werdet mir also zunächst Gehorsam geloben."

Er schwieg einige Augenblicke und sprach dann in feierlichem Tone die vorgeschriebene Formel.

„Promittis mihi et successoribus meis obedientiam canonicam secundum regulam patris nostri sancti Benedicti, — gelobst Du mir und meinen Nachfolgern kanonischen Gehorsam nach der Regel unseres heiligen Vaters Benedikt?"

„Promitto, — ich gelobe!" antwortete Heinrich.

„Nun, mein Sohn, gehst Du ohne Weile in die Kirche zum Gebet, zur Betrachtung, zur Gewissens-

erforschung," sprach in väterlicher Milde der Abt. „Heute Abend wirst Du eine Generalbeichte ablegen, ein reuevolles Sündenbekenntnis über Dein ganzes Leben. Morgen vereinigst Du Dich in der heiligen Kommunion mit dem göttlichen Christ, welcher mit Erleuchtung und Kraft Dich begnaden wird, auf dem betretenen Pfade zur Vollkommenheit immer höher emporzusteigen."

„Deo gratias!" erwiderte Bruder Heinrich und verließ gehorsam das Zimmer.

Während dieser Vorgänge war der gräfliche Mönch Friedrich in großer Gemütsbewegung beiseite gestanden. Als er den Kaiser in den gehorsamen Bruder verwandelt sah, stürzten ihm Thränen aus den Augen, die wie glänzende Diamantsteine über seinen schwarzen Vollbart herabrollten.

„Mein Sohn, weshalb diese Thränen?" fragte der Abt.

„In tiefster Seele bin ich erschüttert!" antwortete Friedrich. „Der mächtigste Herr auf Erden entsagte der höchsten Herrschaft und Herrlichkeit! Um Gottes und seiner Seele willen wurde der gewaltigste Gebieter, — der Weiseste im Rate, — der tapferste Held im Kampfe, ein dienender Bruder, — o, wie namenlos ergreifend!"

„Sind Deine Thränen Zeugen wonnevoller Freude über das Wunder heldenhafter Selbstüberwindung und

ersehnter Vollkommenheit, das Gott wirkte an unserem Herrn und Kaiser, dann entspringen Deine Thränen einer lauteren Quelle," entgegnete Richard mit der Geistesruhe des Asceten. „Deus provideat, — Gott möge alles zum Besten des Reiches lenken! Jedenfalls werden einige Tage innerer Einkehr und geistiger Erfrischung dem Gebieter im Reiche und der Allgemeinheit sehr nützlich und heilbringend sein. — In der nächsten Stunde hast Du die Arbeitsstätten unserer Vorwerke prüfend zu begehen. Beim Vorüberkommen sage unserem Bruder Pförtner, er möge sogleich vor mir erscheinen."

3. Der Pförtner.

Nach dreitägigen geistlichen Übungen begann für Bruder Heinrich die praktische Nachfolge Christi, der gesagt hat: „Wer mir nachkommen will, der verleugne sich selbst!“

„Welcher Ruhm, welches Glück, zur Nachfolge Christi berufen zu sein!“ dachte Bruder Heinrich.

Der Abt übertrug ihm den Dienst des Klosterpförtners, — ein leicht erfüllbares Amt. Demütigend ist es aber, jedes an die Pforte pochenden Fremdlings Diener zu sein. Vormals aller Herr und Gebieter, — jetzt aller Diener.

Bruder Heinrich sitzt in der Pförtnerstube und gedenkt der Worte des Abtes Atheldag von St. Stephan, die er ihm vom Bohnenfelde zugerufen: „Bonum mihi, Domine, quia humiliasti me, ut discam justificationes tuas, — gut ist es für mich, o Herr, daß du mich gedemütigt, damit ich lerne deine Satzungen!“

Bruder Heinrich versenkt sich in Betrachtungen, und ein glückliches Lächeln verkündet die Wonne seiner Seelenstimmung.

Die Pförtnerstube hat nach dem Vorhofe des Klosters ein Fenster, das jedoch den Hintergrund des langen Raumes nur dürftig beleuchtet. Sodann hat die Stube an der Seitenwand eine Glasscheibe, die unmittelbar auf die Pforte geht. Ertönt der Klopfer an der Thüre, so lugt der Pförtner durch die Scheibe nach dem Einlaß Begehrenden.

Auf dem Schoße des Bruders Heinrich liegt gegenwärtig ein offenes Buch, die jüngste Erscheinung auf dem Gebiete damaliger Litteratur, ein Werk des rechtskundigen Bischofs Burchard von Worms. Die schönschriftkundigen Mönche von St. Vannus hatten es auf Pergamentblätter abgeschrieben, jedes neue Kapitel mit zierlichen Initialen ausgestattet, die losen Blätter in kunstvolle Decke gebunden. Dieses Buch, in lateinischer Sprache verfaßt, gab der Abt zur Lektüre dem wissenschaftlich gebildeten Bruder Heinrich. Der Pförtner wunderte sich über diese Auswahl zur Lesung. Er hätte die Heiligenlegende, oder ein anderes Betrachtungsbuch für passender gehalten. Was jedoch der ehrwürdige Vater Abt für nützlich und zweckmäßig hielt, durfte der einfache Bruder nicht bekritteln.

Eben las Heinrich folgende Stelle: „Hat jemand eine Verwandte zur Ehe genommen, oder eine, die vor

ihm ein Verwandter zuvor gehabt, so muß er sich von ihr trennen und je nach dem Grade der Verwandtschaft Buße thun, weil die heiligen Väter und ihre Verordnungen mit einer so gottlosen Verbindung gar keine Nachsicht haben, sondern verordnen, daß es keinem Christen soll erlaubt sein, von seiner Verwandtschaft ein Weib zu nehmen."

Der Klopfer an der Pforte unterbrach den Leser. Bruder Heinrich spähte durch die Glasscheibe. Vor der Pforte stand ein Edelmann, wie Tracht und stolze Haltung bewiesen. Der Anzug des Fremden, obwohl aus wertvollen Stoffen, war verschlissen und abgetragen, sein Gesicht, darin zwei unstät blickende Augen funkelten, bleich und verbittert.

Der Pförtner betrachtete zuerst mit staunendem Zweifel, dann mit solcher Überraschung den Edelmann, daß er das Öffnen der Pforte vergaß.

„Beim Himmel, — keine Täuschung, — Graf Otto von Hammerstein!" flüsterte er.

Der Mann vor der Thüre wurde ungeduldig. Mit Heftigkeit setzte er den Klopfer in Bewegung.

Eilig zog der Pförtner die Kapuze empor, die sein ganzes Haupt bis auf einen schmalen Gesichtsstreifen verhüllte, und hastete nach der Pforte.

„Du läßt mich lange warten, Bruder Schlafhaube!" sprach mit rauher Stimme der Eintretende.

„Euer Edlen möge gütigst meine Nachlässigkeit verzeihen!“ erwiderte demütig Bruder Heinrich. „Nun heiße ich Euer Gnaden willkommen und bin um Christi willen Eurer Weisung gewärtig.“

„Ich möchte den Abt Richard sprechen.“

„Unser ehrwürdiger Vater ist dermalen abwesend, kann aber jeden Augenblick aus Verdun zurückkehren.“

„Verdammt!“ murmelte ungehalten der Fremde, der ein leicht erregbarer, leidenschaftlicher Mann zu sein schien.

„Darf ich Euer Gnaden zur flüchtigen Rast in meine Kammer einladen, bis zur Ankunft unseres ehrwürdigen Vaters?“

Brummend folgte er der Einladung, betrat die Stube und ließ sich auf der Fensterbank nieder.

Bruder Heinrich hielt sich beständig im Hintergrunde, wohl in Erwartung, die schwache Beleuchtung seines Standpunktes werde die Verhüllung seiner Züge durch die Kapuze unterstützen.

„St. Vannus ist ein sehr reiches Kloster, — Zahl und Stattlichkeit seiner Vorwerke beweisen das,“ begann nach einigem Schweigen der Besuch. „Bemißt der Abt seine Gaben an fahrende Leute nach den Reichtümern des Klosters, dann habe ich ein hübsches Reisegeld zu erwarten. Unsere Fahrt geht weit, — nach Rom.“

„Nach Rom? — Ei, ein sehr weiter Weg!“ entgegnete verwundert der Pförtner. „Darf ich meine

Vermutung aussprechen, so wallet Euer Edlen in religiösem Anliegen zum Sitze des apostolischen Herrn."

„Du hast es halb erraten, — richtiger gesagt, nicht ganz halb; denn gut Dreiviertel treiben mich Herzensangelegenheiten nach Rom. Ich bin nämlich Graf Otto von Hammerstein, — nun wirst Du's begreifen. Das ganze Reich ist ja meines Unglücks voll."

Bruder Heinrich verbeugte sich ehrerbietig vor dem Sproßen eines alten Fürstengeschlechtes.

„Demnach hat Euer Edlen bereits eine große Fahrt gemacht; denn Euer Geschlecht ist meines Wissens am Rhein, unweit Köln, angesessen."

„So ist's, — das heißt, mein Geschlecht war angesessen. Der Welt Lohn! Hätte mein Ahnherr, Graf Udo, dem Großoheim des gegenwärtigen Kaisers nicht starken Beistand geleistet, dann wäre heute noch Graf Hammerstein angesessen, — kein Bettler."

Viel Bitterkeit und verhaltener Grimm lagen im Tone dieser Worte.

„Wie meint Ihr das, edler Herr? Bedenkt, daß Euer Gnaden zu einem Pförtner redet, dessen Geschichtskenntnisse nicht weit her sind."

„Ich sagte, ohne meines Ahnherrn Udo Großmut wäre ich heute kein fahrender Bettler. Nun gib acht! Kaiser Otto I., der Bruder vom Großvater des Kaisers Heinrich, lag im Kriege mit dem Herzog Gisilbert von

Lothringen und dem Frankenherzog Eberhard. Die Sache des Kaisers Otto stand sehr schlecht und er am Rande des Untergangs. Die beiden Herzoge hatten das Gebiet meines Ahnherrn Udo verwüstet, weil er treu zu Otto hielt. Nach der Verheerung meines Stammlandes, setzten die Fürsten ihre Truppen bei Andernach über den Rhein. Sie selbst, nämlich die zwei Herzoge, weilten noch mit wenigen Mannen diesseits des Stromes. Solches erfuhren Udo und dessen Kampfgenosse, Herzog Herimann von Schwaben, die mit ihren Scharen ganz in der Nähe weilten. Die beiden Herzoge Gisilbert und Eberhard sassen gerade beim Schachspiel. Da überrumpelten sie Udo und Herimann; Herzog Eberhard fiel im Kampfe; Gisilbert flüchtete und ertrank im Rhein.[19]) — So gewann Kaiser Otto den Sieg. Ohne die kühne That meines Ahnherrn Udo wäre er untergegangen, mit ihm das ganze Geschlecht der Sachsenkaiser. Hätte es aber keinen Sachsenkaiser gegeben, dann säße Graf Hammerstein heute noch auf seinen Gütern; denn Heinrich hat mich geächtet, aller Güter beraubt und zum Bettler gemacht. Möge Gott ihn strafen, — den Unhold!"

Bruder Heinrich stand mit verschlungenen Händen und in heftiger Gemütsbewegung.

„Wie muß ich Euch beklagen, edler Graf! Mein schwacher Verstand faßt es nicht, wie Kaiser Heinrich, dessen gerechte, fürsorglich waltende Herrschaft allgemein gerühmt wird, an Euch dermaßen schlecht han-

deln konnte. Habt Ihr etwa durch Aufruhr, Landfriedensbruch, oder irgendwie gefrevelt?"

„Durchaus nicht! Mein ganzes Verbrechen besteht darin, daß ich mein trautes Gemahl Irmengard liebe, — auf Geheiß der Bischöfe von ihr nicht lassen mag. Irmengard ist nämlich mit mir blutsverwandt, unsere Großeltern waren Geschwister. Der Bischöfe Mahnungen und Drohungen beachteten wir nicht und blieben in Ehegemeinschaft. Da sprachen über uns die Bischöfe auf einer Synode zu Nimwegen den Kirchenbann aus. Zugleich wurde unsere Ehe für ungültig erklärt. Irmengard und ich kehrten uns nicht daran; denn Liebe ist stärker als der Tod. Auf Andringen des Erzbischofs Erchenbald von Mainz mischte sich der Kaiser in die Sache. Er berief einen Landtag und lud mich vor. Ich erschien auf dem Landtag, ergab mich in den Bescheid des Kaisers, anerkannte auch die Ungültigkeit der Ehe nach den Kirchengesetzen. Weil nun zwischen Irmengard und mir die Liebe mächtig blieb, so achteten wir nicht der Kirchengesetze und lebten in trauter Gemeinschaft weiter. Der Erzbischof von Mainz aber hatte keine Ruhe wegen des Ärgernisses vor den Leuten. Er bestand auf unserer völligen Trennung. Grimm und Rachsucht gegen diesen Mann erfaßten mich. Als er nun den Rhein hinabfuhr, gedachte ich, ihn zu überfallen und in meine Gewalt zu bringen. Er jedoch entkam, wie durch ein Wunder. Dagegen

geriet sein ganzes Gefolge in meine Gefangenschaft. Jetzt erhob der Erzbischof beim Kaiser Klage wider mich, den Landfriedensbrecher. Der Kaiser lud mich zur Verantwortung vor sein Gericht. Das Urteil voraussehend, blieb ich daheim und rüstete zum Widerstand. Da verhängte der Kaiser die Reichsacht über mich und zog mit seinen Mannen vor mein festes Haus Hammerstein. Die Felsburg ist unbezwinglich. Der Kaiser aber, ein überaus hartköpfiger, eiserner Mann, lag drei Monate vor dem Hammerstein, dessen Thor endlich der Hunger öffnete. Irmengard und ich erhielten freien Abzug. Weil wir uns nicht trennen wollten, blieben wir im Kirchenbann und in der Reichsacht. Unsere Güter wurden insgesamt eingezogen. Als Bettler und Zeugen von des Kaisers Tyrannei fahren wir jetzt heimatlos durch die Lande. — Ha, dieser harte, grausame Mann! Möge Gott ihn verdammen!"

Der Pförtner stand hochaufgerichtet, weitab von bescheidener Haltung des demütigen Klosterbruders.

„Ihr ruft Gottes Strafgericht herab auf den Kaiser, — sagt mir doch, worin er fehlte! Ich wenigstens finde keine Schuld an ihm."

„Wie, — was? Keine Schuld? Ein altes Fürstengeschlecht zu vernichten, ist dies kein Verschulden? Zwei Menschen zu ächten, weil innige Liebe sie verbindet, — ist dies keine Grausamkeit? Ich sage Dir, einfältiger

Bruder, der Kaiser ist ein Unhold, — ein Tyrann, — ein Wüterich, — ein Unmensch!"

„Weil er nach Recht und Gesetz Jenen strafte, der Landfriedensbruch begangen? Nein, das ist unmöglich! Was wäre der Kaiser, ließe er Diebe, Räuber, Mörder, Landfriedensbrecher ungestraft? Könnte er vor Gott solche Pflichtvergessenheit verantworten?"

„Was hat sich in Ehesachen der Kaiser zu mischen? Ist er Papst? Was kümmert er sich um Gebannte?"

„Der Kirche Schirmvogt ist der Kaiser!" antwortete voll Hoheit und Würde der Pförtner. „Nach deutschem Herkommen und Recht folgt dem Kirchenbann die Reichsacht, weil Kirche und Reich zusammen einen Körper, ein Wesen bilden. An diesem Zusammenleben und Zusammenbestehen kann der Kaiser nichts ändern, — wenn er es könnte, er dürfte es nicht, weil hiedurch die Grundfesten des Reiches erschüttert würden. Auf christlicher Wahrheit ist die Reichsburg aufgebaut, — die Kirche aber ist die Säule und Grundfeste der Wahrheit. Sohin untergräbt Kirchenfeindschaft des Reiches Fundament. — — Übrigens hat Euch der Kaiser nicht gestraft wegen Eurer Ehe, sondern wegen Landfriedensbruchs. Löst Euch der Papst vom Bann, sowie von dem Ehehindernis, so wird Euch der Kaiser wohl sämtliche Güter zurückgeben."

„Höre, Pförtner, gar sehr unterschätzte ich Dich! Freilich, jetzt sinkst Du wieder in Deine bescheidene

Einfalt zurück. Doch vorhin standest Du vor mir in gebietender Macht, wie der leibhaftige Kaiser. Sogar Deine Stimme war Heinrichs Stimme, — jene schreckliche Stimme, die mich, den Besiegten, einschüchterte und demütigte. Flammen sprühten Deine Augen, — wie Wetterleuchten fuhr es aus dem Dunkel Deiner Kapuze hervor. Mir dünkt, in Dir stecke mehr als ein Klosterbruder."

„Ihr redet klug, edler Herr! Der Mensch ist nicht immer das, was er zu sein scheint. Ich bitte Euer Gnaden, keinen Anstoß zu nehmen an meinem Verhalten, das Euch verleitete, mich zu vergleichen mit dem Kaiser."

„Bin weit entfernt, Dich mit jenem Unhold und Tyrannen zu vergleichen. Doch von Wissen und Gelehrtheit hast Du jedenfalls mehr, als ein gewöhnlicher Klosterbruder. — Nun sage mir aufrichtig, glaubst Du, der Papst könne nach den Kirchensatzungen das Ehehindernis aufheben?"

„Ich denke — ja! Petri Nachfolger hat ja von Gott die Amtsgewalt, zu binden und zu lösen. Demgemäß kann er auch von Ehehindernissen lösen, wenn starke Gründe vorliegen."

„Dafür danke ich Dir, guter Bruder! Deine Rede tröstet gar sehr mein wundes Herz. — Käme doch nur der Abt! Irmengard erwartet mich in einer Herberge zu Verdun. Mein langes Ausbleiben wird

sie ängstigen, zumal der kaiserliche Unhold in der Nähe ist. Wir sahen ihn vor acht Tagen zu Straßburg und flüchteten vor ihm, dieweilen keinem argen Manne zu trauen, der uns mit grausamer Härte behandelte. Möchte lieber dem Teufel begegnen, als jenem Wüterich."

Schmerzlich bewegt, wandte sich Bruder Heinrich ab und trat vor einen Wandschrank, kaum hörbar und nicht ohne Selbstüberwindung die Worte flüsternd: „Ihr sollt Jene lieben, die euch hassen!"

Hammerstein saß lauschend, in gespannter Erwartung. Er vernahm das feine Klingen von Goldmünzen, welche Bruder Heinrich aus einem ledernen Beutel in seine Hand schüttete. Jetzt wandte sich der Pförtner, trat aus dem Dämmer des Hintergrundes und schritt nach dem Fenster vor den Grafen. Hiebei vergaß er, daß volles Tageslicht seine Züge traf. Hammersteins ungeteilte Aufmerksamkeit galt jedoch der Hand mit den Goldmünzen, nicht dem Gesichte des dicht vor ihm Stehenden.

„Nehmet diese Zehrpfennige zur Fahrt nach Rom!"

Hammerstein griff gierig nach der Gabe, betrachtete erstaunt das glänzende Gold, schloß fest seine Hand und schaute, ob so reicher Schenkung höchst verwundert, den armen Klosterbruder fragend an. Da überkam ihn jählings namenlose Bestürzung. Mit weitgeöffneten Augen und leichenblassem Gesicht starrte er den Pförtner an und erkannte den Kaiser. Einen

Schrei des Entsetzens hervorstoßend, sprang er auf und stürmte hinaus. Im Vorhofe rannte er an dem eben zurückkehrenden Abte vorbei, der ihm verwundert nachschaute.

„Wer ist dieser Mann?" fragte eintretend Herr Richard.

„Ein Unglücklicher, — Otto von Hammerstein."

„Ei, — der gebannte und geächtete Graf? Merkwürdiges Zusammentreffen! Was führte ihn hieher?"

Heinrich erzählte umständlich und nicht ohne Erregung.

„Doppelt freut es mich, der undankbaren Welt entsagt zu haben," schloß er. „Seit vielen Jahren opferte Kaiser Heinrich, wie er vor Gott pflichtig, alle seine Kräfte der allgemeinen Wohlfahrt, — führte ein stetes Wanderleben, um allerorts Recht zu sprechen, blutige Fehden in Frieden zu wandeln, — ertrug harte Strapazen bei Kriegszügen, — beugte eiserne Nacken im Bösen verhärteter Gewaltmenschen, — erkämpfte dem Rechte Achtung, dem Reiche Ansehen, deutschen Landen Ordnung und friedsame Stetigkeit, — — um schließlich als Unhold, Wüterich und grausamer Tyrann verschrieen zu werden. — Solches schmerzt!"

„Bewahre die Seelenruhe, mein Sohn! Was bedeutet es, von Menschen gerichtet zu werden? Der uns richtet, ist der Herr, unser Gott, der keinem seiner Getreuen die verdiente Krone ewiger Herrlichkeit ver-

sagt. Gleichförmig mit dem göttlichen Christ macht erduldete Verkennung."

Beistimmend nickte Bruder Heinrich und war getröstet.

„Die Anwesenheit des Kaisers im Kloster ist in Verdun bekannt," fuhr der Prälat fort. „Der ehrwürdige Bischof Heimo, von dem ich gerade komme, erkundigte sich nach unserem Gebieter. Ich sagte ihm, des Kaisers Majestät habe sich frommen Sinnes vorläufig ernsten Bußübungen und Betrachtungen unterzogen, in denen er nicht gestört sein wolle. Sodann erzählte mir der Bischof, an unseren Grenzmarken, wo seit einiger Zeit Streitigkeiten bestehen zwischen dem Herzog Thiedrich von Oberlothringen und dem mächtigen Grafen Odo von Champagne, sei es jüngst zu Kämpfen und Blutvergießen gekommen."

Bruder Heinrich wurde unruhig. Unwillkürlich nahm er dieselbe ehrfurchtgebietende und strenge Haltung an, die vorhin des Grafen Staunen erregte.

„Herzog Thiedrich sei im Nachteil," fuhr der Abt fort, „weil Graf Odo viele vom Adel gewonnen und auf deutschem Boden drei Burgen erbaut habe, als Stütze für seine Unternehmungen." [20])

„Ha, — wessen erkühnt sich der westfränkische Graf?" sprach zürnend der Pförtner, und zwar mit einer Stimme, die einen ergrimmten Recken, aber keinen demütigen Klosterbruder kennzeichnete.

Richard lächelte. Die jähe Aufwallung empörten Herrscherbewußtseins mochte ihm sehr wohl gefallen.

„Bei der Nähe des Kampfplatzes, nur eine halbe Tagereise von hier entfernt, sind die Bürger von Verdun sehr beunruhigt," meldete Richard. „Ihre Angst malt ihnen bereits schauerliche Bilder des Krieges. Sie sehen feindliche Scharen das Gebiet um Verdun verwüsten und die Mauern der Stadt umlagern; denn Bischof Heimo verschmäht jede Gemeinschaft mit den Westfranken und steht in Treue fest zu Kaiser und Reich. Herr Heimo versicherte mir, die Leute seien ob der Anwesenheit des Kaisers sehr getröstet, in der Annahme, er sei gekommen zu ihrem Schutze, sowie zur Züchtigung des Champagners und seines Anhangs. — Was uns betrifft, mein Sohn, so wissen wir, daß evangelische Räte nach Gottes und der Kirche Gebot unerlaubt sind, sobald strenge Pflichten entgegen stehen."

Nach diesen Worten verbeugte er sich, und schritt durch den Gang nach seiner Zelle.

4. Schlimme Botschaft.

In großer Unruhe ging der Pförtner in seiner Stube hin und her. Die Heftigkeit seiner Bewegungen geziemten keineswegs dem weltflüchtigen, frommer Beschauung hingegebenen Klosterbruder. Streng und strafend war sein Gesicht. Seine Augen schossen Blitze. Die Verachtung der Reichsgesetze und die freche Aneignung deutschen Landes durch Odo von Champagne ballten seine Hände zu drohenden Fäusten; aber kein Laut entfuhr den festzusammengepreßten Lippen.

Der Klopfer unterbrach endlich seinen Gemütssturm. Ohne durch die Scheibe nach dem Einlaß Begehrenden zu lugen, schritt er nach der Pforte und öffnete. Zwei Männer standen vor ihm, ein fremder Mönch und ein Laie.

„Gott sei mit Dir, ehrwürdiger Bruder!" grüßte der Mönch. „Können wir in dringendem Anliegen den heiligen Vater sprechen?"

„Folgt mir!" antwortete kurz der Pförtner, geleitete die Fremden nach Richards Zelle, und kehrte

nach seiner Stube zurück, wo das unruhige Hin- und Hergehen neuerdings begann. Nach kurzer Frist öffnete sich die Thüre.

„Unser ehrwürdiger Vater ruft den Bruder Heinrich," meldete der frühere Pförtner.

Der Gerufene gehorchte unverweilt und betrat die Zelle des Abtes. Die zwei Fremden saßen nebeneinander auf der Wandbank.

„Ich habe Dich hieher beschieden, mein Sohn, in Vereinigung mit mir schlimme Botschaft zu vernehmen, auf daß später Dein gutes Gedächtnis dem meinigen zu Hilfe komme, wenn ich etwas vergessen sollte," erklärte Richard. „Dieser würdige Sohn des heiligen Vaters Benedikt ist Mönch Bronhag aus der Abtei Stella. Und dieser Edelmann ist Ritter Liuppo, Vasall derselben Abtei Stella. — Nun, mein Bruder," wandte er sich an Bronhag, „beginne wieder von vorne Deine Botschaft, die ich unterbrochen habe."

„Unsere Abtei wurde im Jahre der göttlichen Menschwerdung 821 von Kaiser Ludwig, dem Frommen, gegründet und sehr reich mit Land und Leuten und vielen Rechten ausgestattet," hob der Benediktiner an, dessen trübes Mienenspiel böse Dinge voraus verkündete. „Der Reichtum wurde seit den letzten fünfzig Jahren dem Kloster verderblich, weil er Leute anlockte, die zum beschaulichen Mönchsleben, zu ernsten Arbeiten mit Hand

und Kopf keinen Beruf hatten. Im Laufe der Zeit machte auch der umgesessene Adel Stiftungen in das Kloster, so daß Stella immer begüterter wurde. Was nützen jedoch Reichtümer, wenn die Ordensregel verachtet und aus der Lustwandelbahn Gottes, was doch jedes Kloster sein soll, eine Stätte sündiger Trägheit und Zuchtlosigkeit wird? In Stella gehen die Mönche nicht mehr zu den Metten und Tagszeiten. Psalmengesang und Hymnen sind verklungen. Im Armarium werden keine Bücher gelesen und keine abgeschrieben. Die Schulen sind verödet und geschlossen, weil es an Magistern fehlt und an Zöglingen. Der Abt und die Mönche wohnen selten im Kloster. In Villen und Höfen Stellas verzehren sie in Wohlleben die reichen Pfründen. Sie sind auch nicht gekleidet in das arme Gewand des heiligen Vaters Benedikt, sondern in verbrämte, mit eitlem Putz gezierte Röcke und Tuniken. Sie halten sich Jagdhunde und Jagdfalken und sind eifrige Nimrode. In allen diesen und anderen Ausschreitungen liegen, nach Ansicht der Mönche von Stella, keine Vergehen wider die Ordensregel, weil Stella eine exemte oder kaiserliche Abtei sei, begabt mit vielen Freiheiten und Privilegien. Sie halten sich auch gar nicht für Mönche, sondern für privilegierte Stiftsherren. Mit dem Adel des Landes stehen sie in enger Verbindung; denn alle Brüder Stellas sind Söhne des Adels, teilweise Nachkommen jener, welche die Abtei beschenkten.

Darum glaubt der Adel, das Kloster sei nur dazu da, um seinen Söhnen ein sorgenfreies und genußreiches Dasein zu verschaffen. Abt Hugal könnte an diesen traurigen Zuständen nichts ändern, wenn er auch wollte. Jedes bessernde Eingreifen würde ihm die ganze Adelssippschaft auf den Hals laden, ihm Verfolgungen, Gefangenschaft und noch Ärgeres zuziehen. Die Brüder haben freie Abtswahl, und sie wußten, wen sie zum passenden Vorstand wählten. Darum läßt Hugal alles gehen, wie es geht, erträgt es auch, wenn starke Räuber an liegendem und lebendigem Gut der Abtei sich vergreifen. — Dieweilen nun Stella aus einer Stätte frommer Beschaulichkeit, wissenschaftlicher Thätigkeit, landwirtschaftlicher und gewerblicher Arbeit, wie es nach der Ordensregel sein soll, eine Stätte geistiger Verödung und Zuchtlosigkeit geworden ist, und weil ich dort mit noch zwei gleichgesinnten Brüdern hause, wie Käuzlein in zerstörten Stätten, — so folgte ich der Stimme meines Gewissens, von Euch, heiliger Vater, Hilfe und Rettung zu erflehen. Ihr habt so manches tiefgesunkene Kloster reformiert, — ich bitte inständig, werdet auch für Stella ein Helfer und Retter!"

Während Bronhag sein Klagelied sang, lauschte Bruder Heinrich mit gespannter Aufmerksamkeit. Da er unbeweglich saß, sich jeder Äußerung enthielt, und die verhüllende Kapuze seinen Gesichtsausdruck nicht

erkennen ließ, so konnten Richards Späherblicke die Eindrücke der Rede auf ihn nicht erforschen.

„Schlimme Botschaft!“ sagte schmerzlich aufseufzend der Abt. „Um Christi willen möchte ich gerne Stellas entartete Brüderschaft auf den Weg des Heiles führen, — ist dies möglich? Was Abt Hugal nicht wagen darf, könnte ich noch weniger, ob der Begünstiger und Stützen klösterlichen Zerfalls, der gewaltthätigen Adelssippschaft.“

„Verzeiht, heiliger Vater, wenn ich Euch erinnere an das hohe Ansehen, in dem Ihr mit Recht steht bei dem allzeit siegreichen, gerechten und gottesfürchtigen Kaiser Heinrich. Nach umlaufender Kunde waltet er gegenwärtig seines Herrscheramtes im Elsaß. Wolltet Ihr um Christi willen dorthin reiten und dem Vater des Vaterlandes melden, wie in Stella Gott und St. Benedikt verachtet sind, so würde der oberste Schirmvogt unserer Kirche ohne Zweifel nicht pflichtvergessen sein und mit starker Hand auch unser Kloster reformieren.“

Bruder Heinrich machte eine Bewegung, als habe er einen empfindlichen Schlag erhalten. Der Prälat bemerkte die Bewegung über bedingt zuerkannte Pflichtvergessenheit und nickte beistimmend.

„Der gleiche Umstand führt auch mich hieher, nämlich die Nähe des Kaisers,“ fing Ritter Liuppo an. „Da Ihr ein frommsinniger Mann seid, so werdet Ihr

flugs in den Sattel steigen, um den Kaiser anzurufen zum Gericht über Diebe, Räuber, Mörder und Menschenverkäufer, sobald Ihr meine Mär vernommen habt. Der gute Vater Bronhag klagte über böse Mönche, — jetzt will ich klagen über schlechte Edelleute. Der Schlechteste von allen ist Lambert, ein gar mächtiger Räuber, Raufdegen und Mörder. Ganz barbarisch haust er. Für ihn gibt es kein Recht, kein Gesetz, keine Menschlichkeit. Die Leute, welche er eigenhändig erschlug oder aufhängen ließ, sind gar nicht zu zählen. Sogar in Gotteshäuser dringt er, wenn sich Verfolgte dorthin flüchten, und ermordet sie vor den Altären. Die Mönche von Stella zwang er, ihn zum Klostervogt zu wählen, damit er die Abtei desto leichter berauben kann. Nun will er mich, Stellas Lehensmann, zum Kriegsdienst für ihn selbst zwingen. Ich soll die Fehde zwischen Herzog Thiedrich und dem Grafen Odo von Champagne ausfechten helfen. Lambert ist nämlich Odos Parteigänger, der sich bereits in Lothringen festgesetzt und dort drei Burgen gebaut hat. In die Burgen legte er seine Dienstmannen Iko, Dodo und Ekkerich, von denen jeder über eine Rotte Waffenknechte gebietet. Diese drei Ritter haben mit Lambert Waffenbruderschaft geschlossen. Hinter ihnen steht Graf Odo, der mächtigste Herr in ganz Westfranken; denn er gebietet nicht bloß in der Champagne, sondern auch in den Grafschaften Tours, Chartres und Blois. Gegenwärtig

sitzt er auf seiner Burg Thule, hart an der Reichsgrenze, um alle Vorgänge zu erspähen. Obwohl er Kronvasall des Königs Robert von Westfranken ist, so huldigt er ihm doch niemals, trotzt ihm vielmehr und pocht auf seine Macht. Mit unserem Herzog Thiedrich hat er Grenzstreitigkeiten. Auch die drei Burgen des Grafen will der Herzog auf deutschem Gebiete nicht dulden. Odo beantwortete Thiedrichs Mahnungen und Drohungen dadurch, daß er die Besatzungen der Burgen verstärkte. Vor zehn Tagen kam es zum Kampfe. Der Herzog unterlag. Jetzt ist Lamberts Frevelmut aufs höchste gestiegen. Gestern kamen seine Reiter in mein Gebiet und bezeichneten von Stellas Eigenleuten jene, die Lambert an Juden verkaufen will. Die Reiter geboten mir: »Du haftest dafür, daß die Hörigen nicht ausreißen. Laufen sie davon, so mußt Du hängen!« Wie kann ich das Ausreißen der Leute hindern? In unserer Abtei geht es dermalen, wie vor Jahren in der Abtei St. Stephan zu Metz. Dort sind über achthundert Stiftsleute davongelaufen, und haben vor Hunger und Elend die Heimat verlassen.[21]) Auch bei uns wachsen Elend und Not. Die Landwirtschaft sinkt immer mehr. Den Leuten vergeht aller Mut. Lambert macht es Vergnügen und teuflische Freude, die Hörigen der Abtei in aller Weise zu peinigen, auch aus Mutwillen mit seinem Jagdgefolge die Ackerfelder zu verwüsten, dagegen die Fluren seiner eigenen Hörigen fürsorglich

zu schützen. Jetzt fängt er an, des Klosters Eigenleute an jüdische Händler in die Sklaverei zu verkaufen.[22]) — Meldet Ihr, Herr Abt, dies alles dem Kaiser, dann wird er mit Macht heranziehen, Lambert und die anderen Wichte hängen lassen, die Burgen brechen und Ordnung schaffen in Oberlothringen," schloß Liuppo, indem er bittend und erwartungsvoll den Prälaten anschaute.

Herr Richard saß überlegend und schweigend, wobei der kummervolle Ausdruck seines Gesichtes die schmerzlichen Gefühle über das Vernommene andeutete.

Da unterbrach die tiefe Stimme des Bruders Heinrich die eingetretene Stille.

„Wie heißt der Ort, wo das Ungeheuer Lambert haust?" wandte er sich an Liuppo.

„Lambertheim."

„Wie weit und nach welcher Richtung ist Lambertheim vom Kloster Stella gelegen?"

„Drei Wegstunden in der Richtung nach der Champagne."

„Wie weit sind die drei Burgen von Lambertheim entfernt?"

„Etwa vier Stunden, hart an der westfränkischen Grenze."

„Sind die Burgen sehr fest?"

„O ja! Sie liegen auf Berggipfeln des Höhenzuges, in kurzen Zwischenräumen voneinander."

„Weiß man in der Abtei davon, daß ihr hieher geritten seid?“

„Nein, es geschah heimlich, weil wir uns der Grausamkeit Lamberts nicht aussetzen wollten. Vor Tagesanbruch fuhren wir aus, im Deckmantel der Nacht kehren wir heim.“

„Das ist klug! Bleibet verschwiegen und harret des Kommenden,“ mahnte Heinrich.

„Vertrauet auf Gott und des Kaisers gerechtes Walten, der ja zum Schutze aller Unterdrückten berufen ist,“ ergänzte Richard. „Dem Herrscher im Reiche bleibt nichts verborgen. Vor ihm werde ich Eure Sache warm vertreten.“

„Deo gratias!“ entgegnete froh der Mönch.

„Nun geht in unsere Herberge und stärkt Euch zur Heimkehr,“ mahnte Richard.

Bronhag und Liuppo knieten nieder, empfingen den Segen des Abtes und verließen die Zelle.

Richard trat vor den Pförtner, der nachdenkend vor sich hinsah, wie ein Mensch, der schwankt zwischen Pflicht und Neigung.

„Bruder Heinrich gelobte mir Gehorsam,“ begann der Prälat.

Der Angeredete nickte bejahend.

„Wohlan, mein Sohn! Bewähre diesen schuldigen Gehorsam, indem ich Dir auferlege, das von Gott in Deine Hände gelegte Ruder des Reichs so lange mit

kräftiger Hand zu führen, bis der Allmächtige selbst es Dir abnimmt."

„Dessen bin ich pflichtig und darum willens," entgegnete Heinrich nach einigem Zögern.

Der Abt entkleidete ihn des Ordensgewandes. Hierauf entnahm er einem Schrein die goldverbrämte Tunika und legte sie, mit der Gewandtheit und Sorgfalt eines geübten Kammerdieners, dem Kaiser an, der sich durchaus unthätig verhielt. Wie geistesabwesend stand er da, so lebhaft und ausschließlich beschäftigten ihn Dinge, die zu blutigem Streite, vielleicht sogar zum Kriege mit Odo führen konnten, dem mächtigsten Reichsgroßen in Westfranken. Blutvergießen und schauerliche Verwüstungen, mit Kriegen jener Zeit verbunden, waren jedoch dem Kaiser ein Greuel. Immer bemühte er sich, durch Unterhandlungen den Krieg zu vermeiden, insoweit dies anging ohne Einbuße an Ehre und Ansehen des Reiches. Erkannte er jedoch die Aussichtslosigkeit friedlicher Beilegung, so gab es keinen Kriegsherrn von mehr Entschlossenheit und Thatkraft als ihn. Von milder Behandlung mochte er in vorliegenden Fällen keine Erfolge erwarten; denn gewitterschwer umwölkte sich seine Stirne.

„Im Kloster Stella haust eine Sippschaft, weit ärger als jene zu Corvei, Hersfeld und in anderen zuchtlosen Klöstern," sprach er entrüstet. „In Stella

müssen wir zunächst Kehraus machen, bevor eine Reform möglich ist. Ich rechne auf Euren Beistand."

Der Abt verbeugte sich gehorsam.

„Den pflichtvergessenen Hugal werde ich absetzen und an dessen Stelle den frommen, gelehrten Egilhard zur Abtswürde erheben."

„Das geforderte Opfer fällt schwer, dennoch will ich es bringen," entgegnete Richard.

„Schickt sogleich einen flinken Boten in meine Pfalz zu Verdun, mit der Meldung, Pfalzgraf Odo habe ohne Weile vor mir zu erscheinen."

„Wie Eure Hoheit befiehlt!" versetzte unterthänig Herr Richard.

Der Kaiser ging nach der Herberge. Auf dem Wege dahin begegnete ihm Bruder Friedrich, gerade von den Vorwerken zurückkehrend, und jetzt nicht wenig erstaunt, über die jähe Verwandlung des Pförtners und die strenge Haltung des Monarchen.

„Sage mir doch, lieber Graf, wie stark ist das Aufgebot von St. Vannus zum Heerbann des Reiches?"

„Fünfundzwanzig wohlgerüstete, in den Waffen geübte Reiter."

„Du wirst der Sechsundzwanzigste sein, um an der Spitze Deiner Mannen gegen Gotteshasser und Reichsfeinde in den Kampf zu ziehen. Ich kann Dir nicht helfen," fuhr er fort, als ihn der Graf betroffen

ansah, „zumal ich aus Erfahrung Deinen kühnen Mut und Deine Tapferkeit kenne. Du wirst also für kurze Frist den Psalter mit dem Schwert und die Kutte mit der Rüstung vertauschen. Abt Richard wird Dir Alles erklären."

In großer Überraschung eilte Friedrich nach der Zelle des Prälaten.

Einige Minuten später saß der Kaiser im Fürstenzimmer, das bevorstehende Unternehmen erwägend.

Jene Zeit kannte nicht die stehenden Heere. Dennoch wurde es dem Kaiser nicht schwer, in jedem Reichsteile rasch eine für jene Tage bedeutende Streitkraft zu vereinigen. Sein Urahne, König Heinrich I., noch mehr dessen Sohn, Kaiser Otto der Große, hatten das Heerwesen völlig umgestaltet. Das allgemeine Volksaufgebot, wie es zur Zeit Karls des Großen bestand, hoben sie auf und auch das Fußvolk. Nur waffengeübte Reiter bildeten die Streitmacht, und diese war ausschließlich ein gutgeschultes Vasallenheer. Die Abteien und Bistümer begabten die Herrscher mit großem Landbesitz. Diese Reichslehen verpflichteten zur Stellung ritterlicher Mannen für die Kriegszüge der Kaiser. Äbte und Bischöfe übertrugen einen Teil der Reichslehen an weltliche Herren, unter der Bedingung, für sie Kriegsdienste zu leisten. Daher kam es, daß Äbte und Bischöfe ebenso Mannschaften zum deutschen Heer-

bann zu stellen hatten, wie Grafen, Markgrafen und Herzoge. Zur Ausstattung der geistlichen Fürsten mit reichen Mitteln veranlaßte die Kaiser die Erfahrung, daß Äbte und Bischöfe niemals die Heeresfolge versagten und weit zuverlässiger und treuer gefunden wurden, als die weltlichen Reichsgroßen. Unter solchen Verhältnissen war es dem Herrscher möglich, allenthalben die notwendige Anzahl allzeit schlagfertiger Mannen unter die Waffen zu rufen.

Der Eintritt des Pfalzgrafen unterbrach die Erwägungen des sinnenden Monarchen, der in kurzen Zügen dem geschäftsgewandten Hofbeamten den Stand der Dinge enthüllte.

„Graf Odo von Champagne weilt gegenwärtig in Thule, kaum eine Tagreise von hier," fuhr Heinrich fort. „Ihm schreibst Du, er habe innerhalb acht Tagen vor mir in der Pfalz zu Verdun zu erscheinen, um sich über die Vermessenheit zu verantworten, auf deutschem Boden drei Burgen errichtet und mit Kriegsleuten besetzt zu haben. Die beiden Ritter Gero und Guncelin werden ihm das Schreiben überbringen. — — Dem Herzog Thiedrich von Oberlothringen melde, er habe in aller Stille seine Mannen zu rüsten und sie auf den sechsten Tag vor dem Feste Johannes des Täufers schlagfertig zu halten und seinen Standort zwischen Lambertheim und der Champagne zu nehmen. Bezüglich seines Marsches und seiner Aufgabe werde

ihm rechtzeitig nähere Weisung zugehen. — — An die Bischöfe von Toul, Metz und Straßburg ergeht das Aufgebot, mit ihren Kriegsleuten am sechsten Tage vor dem Feste Johannes des Täufers im Kloster Stella einzutreffen. Da mein Schwager, Bischof Thiedrich von Metz, zuweilen unfügsam und starrsinnig ist, so thue ihm kund, daß er bei der höchsten Ungnade des Kaisers dem ergangenen Befehl zu gehorchen habe. Mit Bischof Heimo von Verdun werde ich morgen selbst sprechen. — Unsere schwer geharnischten Ritter sind keine schnellen Boten, und die Sache drängt. Ersuche Herrn Heimo um die Renner nach Toul, Metz und Straßburg."

Während dieser Aufträge saß der Pfalzgraf am Tische, und warf mit dem Schreibgriffel Bemerkungen auf das vor ihm liegende Pergamentblatt. Sodann erhob er sich.

„Darf ich, mein Herr und Gebieter, eine Andeutung mir erlauben?"

„Rede!"

„Nach der Sachlage wird es zu heißem Streite kommen. Wir werden nicht bloß mit Lambert, sondern auch mit den Besatzungen jener drei Burgen, vielleicht sogar mit Hilfstruppen des Champagners zu kämpfen haben. Unter solchen Umständen wäre es zweckdienlich, vorerst die landschaftliche Gestaltung jener Gegend zu erforschen."

„Selbstverständlich! Übermorgen reiten wir zur Beschauung jener Landschaft. Die drei Burgen, wurde mir gesagt, seien starke Bergvesten. Um sie zu brechen, müßten wir sie aushungern. Wir können uns aber nicht auf Wochen und Monate dort festlegen. Mein Plan geht dahin, den Burgmannen, die jedenfalls am Kampfe mit Lambert teilnehmen, den Rückzug von der Wahlstatt durch Herzog Thiedrich abzuschneiden. Hiedurch werden jene drei Vesten wehrlos und fallen leicht in unsere Gewalt. — Nun eile zum Vollzuge meiner Befehle. Heute noch müssen Ritter und Renner nach ihren Bestimmungsorten aufbrechen."

5. Lambert.

Zu den Ausnahmen jener großen Zeit, glänzend durch kühne Waffenthaten, leuchtend durch sittlichen Heroismus und Tugendsinn, gehörten Erscheinungen abschreckender Geistesroheit und Frevelmutes. Ein solcher Ausbund von Gesetzlosigkeit war Lambert. Sein Zeitgenosse, der Chronist Thietmar, schreibt über ihn: „Im Westen waren Lambert, Reinheris Sohn, gar Viele feind; denn es gab keinen schlechteren Menschen auf Erden, als er war. Er knüpfte viele Menschen in den Kirchen am Glockenstrange auf. Wie Viele durch ihn Vermögen und Leben verloren haben, vermag kein Mensch aufzuzählen. Und nie dachte er daran, für seine verübten Missethaten Buße zu thun. Er hatte auch mit seinem Bruder Reinger zusammen den Grafen Wirinheri und zugleich dessen Bruder Reinzo erschlagen. Sein Vater starb in Böhmen in der Verbannung, wohin Kaiser Otto ihn geschickt hatte. Ob dieser Menschen trauerte das Vaterland, so lange sie lebten, und es freut sich, sie verloren zu haben.“ [23])

Dieses „Ungeheuer", wie ihn Kaiser Heinrich nannte, besaß keine Reichslehen. Unabhängig und frei lebte der Raufdegen auf dem Allod seines Geschlechtes, eifrig bestrebt, dasselbe zu vergrößern. Der Abtei Stella hatte er manches Grundstück halb durch Drohungen, halb um Spottpreise abgerungen und hoffte, allgemach die ganze Abtei verschlingen zu können. Zur Ausführung seiner Gewaltthaten unterhielt er eine starke Schar streitbarer Kämpen, denen er auf seinen Gütern Roßlehen gab. Er selbst bewohnte Lambertheim, ein großes Hofgut, in weitem Umkreise von zahlreichen Hütten seiner hörigen Ackerbauern umgeben. Das Herrenhaus war ein massiver Steinbau, mit seinen Ecktürmen einer festen Burg ähnlich. Im Hintergrunde lagen Wohnungen für Kriegsknechte und Gesinde, sowie Stallungen, Schuppen und Scheunen. Um das Ganze lief ein Wall, gekrönt durch hohe Pfähle, so daß Lambertheim, nach damaligen Begriffen, als Veste gelten konnte.

In einer Ecke des weitgedehnten Hofes zusammengedrängt, standen oder kauerten am Boden etwa dreißig halbwüchsige Mädchen und Jungen, Kinder höriger Leute, von Lambert gewaltsam entführt. Sie waren vor wenigen Minuten durch Kriegsknechte hier eingebracht worden, zum Verkaufe an jüdische Handelsleute. Die vergrämten Gesichter der Jünglinge, die verweinten Augen der Mädchen verkündeten Schrecken und qualvolle Empfindungen über das ihnen bevorstehende harte

Geschick. Klagend und jammernd waren die Eltern ihnen gefolgt. Diese standen in einiger Entfernung von der Burg auf der nach dem offenen Thor führenden Straße. Die Väter fluchten dem Menschenräuber, die Mütter rangen weinend zum Himmel ihre Hände. Ohne Zweifel würden sie mit Klageschrei in die Veste eingedrungen sein, hätten sie nicht die Peitschenhiebe und Kolbenstöße der Waffenknechte und die Zähne der Hofhunde gefürchtet.

Lambert, ein Mann von untersetztem, starkem Körperbau, dessen harte Gesichtszüge und wilder Blick den gefühllosen Bösewicht verrieten, betrachtete musternd die eingebrachte Beute. Bei ihm standen Iko, Dodo und Ekkerich, die Burgvögte des Grafen Odo von Champagne, drei Hünengestalten in Lederwämsen, wuchtige Schwerter um die Lenden gegürtet, auf den Köpfen Hüte mit Reiherfedern.

„Die Auslese ist gut, — gesunde, kräftige Jugend, — preiswürdige Menschenware!“ rühmte Lambert. „In den nächsten Tagen werde ich noch mehr eintreiben lassen, damit ich ein hübsches Stück Geld einstreiche, wenn auf Johanni die Juden kommen.“

Die Unglücklichen vernahmen die Worte und erhoben gellendes Jammergeschrei.

„Wollt ihr schweigen, verdammtes Gesindel!“ brüllte Lambert. „Wozu wären hörige Leute auf der Welt, wenn nicht zum Vorteil und Gewinn des Adels? —

Ja, seht," fuhr er an die Burgvögte gewandt fort, „die besten Gebräuche und Gerechtsame der Vorzeit verschwinden immer mehr! Vormals gab es in allen Städten Sklavenmärkte. Regelmäßig zogen fahrende Handelsleute mit lebendiger Menschenware durch die Länder.[24]) Und heute? Kämen nicht die Juden aus Westfranken und Spanien, so könnten wir unsere Hörigen, die sich vermehren wie die Stallhasen, einsalzen. In den Tagen unserer Vorfahren galten noch für den freien Mann die guten Satzungen aus der Heidenzeit, — damals blühte der Sklavenhandel. Der leidige Christenglaube verdirbt Alles, bringt sacht und beharrlich den Adel um Gerechtsame, Freiheiten und Einkünfte."

Die Hofhunde schlugen an. Durch das Thor ritten Graf Hammerstein und Irmengard, denen ein Knecht mit einem Saumtier folgte.

„Beim Teufel, wer kommt da?" murrte Lambert, der für Gastfreundschaft keine Neigung hatte.

„Ich wollte nicht vorbeireiten, ohne Herrn Lambert zu grüßen und ihm zugleich wichtige Kunde zu bringen," sprach herantretend der Graf.

„So, — hm!" erwiderte finster und abstoßend der Burgherr. „Wer seid Ihr?"

„Ich bin Graf Otto von Hammerstein, — hier meine Gemahlin Irmengard."

Mit einem Schlage änderte sich Lamberts Haltung. Sein rauhes Gesicht verzerrte sich zur lachenden Grimasse.

„Oho, — Ihr seid der gebannte und geächtete Hammerstein? Willkommen in meinem Hause! Ihr seid ein ganzer Mann, der sich von Kaiser und Pfaffen nicht ins Bockshorn treiben läßt! Nochmals willkommen," — und er reichte dem Grafen und Irmengard die Hand. „Diese Ritter hier sind Vasallen des mächtigsten Herrn in Westfranken, des Grafen Odo von Champagne, Tours, Chartres und Blois, — meine tapferen Waffenbrüder. Nun kommt alle herein, meine liebwerten Gäste, auf daß wir bei Humpen und Imbiß uns gütlich thun."

Irmengard wurde von Lamberts Weib empfangen und nach dem Frauenzimmer geleitet.

Um einen mit Speisen und Getränken bestellten Tisch der großen Halle saß Lambert mit seinen Gästen. Der Graf hatte den Zweck seiner Romfahrt mitgeteilt.

„Pah, Graf, wozu die weite Fahrt? An Eurer Stelle würde ich Reichsacht und Kirchenbann verlachen und daheim bleiben," sagte Lambert.

„Daheim? Ich habe kein Heim. Alle meine Güter sind eingezogen. Unsere Romfahrt bezweckt ja gerade, wieder in Besitz meiner Lande zu kommen."

„Geschmacksachen!" erwiderte achselzuckend der Burgherr. „Meinesteils hätte ich mich entweder aus der Geschichte herausgehauen, oder ich wäre im Waffenstreite gefallen."

„In diese Lage werdet Ihr bald kommen, Herr Lambert! Ich bringe keine angenehm klingende Märe, — würde sie lieber geradezu verschweigen, wäre sie nicht für Euch eine Mahnung zur Vorsicht und Rüstung."

„Aha, — richtig! Ihr habt ja vorhin von wichtiger Kunde gesprochen, — heraus mit ihr!"

„Kaiser Heinrich weilt im Kloster St. Vannus zu Verdun."

„Meinethalben! Will er etwa Mönch werden?" höhnte Lambert.

„Fast scheint es so. Ich traf den grimmvollen Mann in der Kutte, aber nicht um Mönch zu werden, sondern zur Abbüßung seiner Unthaten an mir und Anderen. Als ob Fasten und Kasteiungen begangene Frevel ungeschehen machen könnten. Nichts da, — Gott ist gerecht! Dem Unhold wird Gott ein hartes Urteil sprechen."

„Gott könnt Ihr beiseite lassen, — höre nicht gern von ihm," unterbrach Lambert. „Und das Andere, — was geht es mich an?"

„Sehr viel, — hört nur! Ich saß einige Tage in der Stadt Verdun. Dort hörte ich die Leute sagen, der Kaiser sei gekommen, die schlechten Mönche in Stella auszutreiben."

„Oho, — ich bin Klostervogt in Stella!" rief Lambert. „Die Abtei steht unter meinem Schutz. Meinen Mönchen soll der Kaiser kein Haar krümmen."

„Sacht, Herr Lambert, nur sacht! Es gilt auch Euch. Die Leute in Verdun behaupteten, nach den Mönchen käme der Raubdegen und Leutfresser in Lambertheim an die Reihe. Der Kaiser werde ihn hängen lassen."

Der Burgherr und seine Waffenbrüder brachen in schallendes Gelächter aus.

„Was seid Ihr doch für Einfaltspinsel, solches Zeug zu glauben! Mich hängen lassen? Ha — ha! Kam etwa der Sachsenkönig an der Spitze des Heerbannes, um mich an den Galgen zu bringen?"

„Nein! Nur wenige Ritter bilden sein Gefolge."

„Nun also! Ich führe zweihundert gute Reiter in das Feld, — der mächtigste Herr in Westfranken ist mir hold, — dessen Burgmannen sind meine Waffenbrüder."

„Alles umsonst, Herr Lambert! Ich warne Euch, seid auf der Hut! Will der Unhold Euch an den Galgen hängen lassen, so helfen nichts Eure Mannen, ebensowenig jene des Grafen von Champagne. Auch ich war mächtig, meine Burg unbezwingbar. Was half es mir? Der Tyrann hatte sich in den Kopf gesetzt, mich zu verderben. Drei Monate hindurch lag er vor dem Hammerstein, bis uns nur die Wahl blieb zwischen Hungertod und Übergabe. Er selbst, der Unmensch, wäre lieber verhungert, als abgezogen, ohne mich bezwungen zu haben."

„Euer Fall ist ein ganz anderer, bester Graf! Ihr habt den Erzbischof von Mainz überrumpelt und dessen Gefolgschaft in den Turm geworfen, — das ist Landfriedensbruch. Darauf seid Ihr vor Gericht geladen und verurteilt worden. Die Reichsfürsten hatten nach Gesetz und Herkommen dem Aufgebot des Kaisers zur Fehde gegen Euch zu folgen. — Ich dagegen bin kein Landfriedensbrecher, in keiner Weise übertrat ich die Gesetze. Also kann der Sachsenkönig wider mich den Heerbann nicht aufbieten. Thäte er es dennoch, so würde kein Herzog oder Graf gegen mich einen Reiter in den Sattel steigen lassen; denn ich stand nicht vor Gericht und bin nicht verurteilt. Ihr aber standet vor Gericht und seid verurteilt worden."

„Euch wird das Gleiche geschehen. Schon sitzt der Wüterich in Verdun. Vielleicht ist der Fronbote bereits auf dem Wege hieher, um Euch vorzuladen."

„Weshalb? Bin mir keines Unrechts bewußt. Allerdings ließ ich hörige Leute peitschen oder aufhängen, jedoch niemals ohne Ursache und stets mit Recht. Herr bin ich auf meinem Gebiete. Niemand soll dareinreden, wie ich wirtschafte, — auch der Kaiser nicht. Habe manche Fehde ausgefochten, sogar eigenhändig die Grafen Wirinheri und Reinzo erschlagen, — aber meine Fehden waren immer gesetzmäßig, das heißt, aufgedrungene Abwehr."

„Sitzet Ihr im Turm zu Verdun, dann wird Euch ein Licht aufgehen."

„Ich im Turm sitzen? Ha—ha! Glaubt Ihr, ich würde einer Vorladung folgen? Hat der Sachse ein Anliegen, dann soll er zu mir kommen. An der Spitze meiner Streitschar werde ich ihn nach Gebühr empfangen."

„Wartet ab, Herr Lambert! Gedenket der zahllosen Ritter, die seit Jahren der Unmensch aufhängen ließ. Vergesset nicht die Grafen und Markgrafen, sowie den Herzog von Bayern, die er von Land und Leuten trieb, in Haft legte oder in Verbannung schickte. Gedenket des Lombardenkönigs Arduin, den er um Thron und Krone brachte, sowie des Polenherzogs Boleslav, den er zur Botmäßigkeit zwang. Darum seid klug, — verschwindet, — verberget Euch, bis der Unhold wieder davongefahren."

„Ihr redet mit Unglimpf! Mich verstecken? Ihr sollt mich für keinen feigen Buben halten."

„Gut! Wem nicht zu raten, dem ist nicht zu helfen. Ihr werdet es bereuen, die Warnung des Grafen Hammerstein in den Wind geschlagen zu haben."

„Möchte es nicht angemessen sein, an Odo einen Boten zu schicken?" fragte Ekkerich. „Vielleicht bedürft Ihr der Hilfe unseres Lehensherrn."

„Ihr möget immerhin nach Thule Botschaft schicken, wackerer Kampfgenosse!" erwiderte Lambert scheinbar

gleichgültig. „Für mich besteht vorläufig kein Grund, die treue Freundschaft des Grafen Odo zu erproben."

Des Burgherrn Gleichmut war nur eine Maske seines Stolzes, die wirkliche Unruhe zu verbergen. Kaum hatten Hammerstein und Irmengard, im Geleite der gräflichen Burgvögte, Lambertheim verlassen, so schickte er einen schnellen Reiter nach Thule.

Am folgenden Tage ritt Lambert nach dem Kloster Stella, meldete dem Abte Hugal die Absicht des Kaisers, und versicherte ihn seines Schutzes.

„Laßt Euch nicht einschüchtern, besteht auf verbrieften Rechten und Freiheiten," riet er. „Braucht Ihr meine Hilfe, so laßt es mich wissen, — ich bin Stellas Schutzvogt. Wollt Ihr ein Weiteres thun, so mögen die Stiftsherren ihren Gesippten die beabsichtigte Vergewaltigung des Sachsenkönigs melden."

Die adeligen Inhaber der geistlichen Pfründen befolgten ungesäumt den Wink. Nach allen Richtungen eilten Boten, so daß in den nächsten Tagen unter dem Adel Oberlothringens eine lebhafte Bewegung entstand.

6. Des Kaisers Gericht.

Nach germanischer Anschauung war die Ausübung des Richteramts, neben der Heerführung, die erste Pflicht des Königs. Bei seinen Fahrten durch das Reich saß er allenthalben zu Gericht. Er war höchster Richter, in seiner Gewalt durch Ort und Zeit nicht beschränkt. Wo er sich aufhielt, wurden ihm Angelegenheiten zur richterlichen Entscheidung vorgelegt, die er nach geltendem Recht meist kurzer Hand erledigte. Er war an kein bestimmtes richterliches Verfahren gebunden. Bald entschied er allein nach eigenem Urteil, bald bediente er sich des Rates seiner Umgebung. Saß er über Herzoge und andere Reichsgroßen zu Gericht, so war es Brauch und Herkommen, daß er die Standesgenossen der Angeklagten befragte und nach deren Meinung das Urteil fällte.

Kaiser Heinrich II. war vielleicht der strengste Richter von allen deutschen Herrschern, — nicht infolge seiner Naturanlagen, sondern geleitet von der Überzeugung, daß nur durch strenge Rechtspflege die unter seinem Vorgänger eingerissene Verwilderung könne

unterdrückt werden. Wiederholt beteuerte und gelobte er bei öffentlichen Versammlungen, als Schirmherr des Rechts und staatlicher Ordnung unerbittlich Gerechtigkeit walten zu lassen.[25])

Konnten Räuber und andere Verbrecher durch Zeugen nicht überwiesen werden, dann hieß er sie, nach der Sitte jener Zeit, welche fest an Gottes Beistand für den Schuldlosen glaubte, durch ein Gottesgericht ihre Unschuld darthun. Unterlagen sie im Zweikampfe, dann galten sie des Verbrechens überführt und wurden mit dem Tode bestraft.[26])

Heinrichs Rechtssinn und Pflege der öffentlichen Sicherheit wurden im ganzen Reiche ebenso gerühmt, wie seine Strenge gegen mächtige Frevler. Der hohe und niedere Adel beschuldigten ihn vielfach der Härte, während ihn die Masse des Volkes als Schirmherrn und Vater der Schwachen verehrte.

Da ihn Kriegszüge gegen äußere und innere Feinde, sowie andere Staatsgeschäfte beständig in Anspruch nahmen, so konnte er nicht in vollem Maße der Rechtspflege genügen, und mußte das Gerichtsverfahren den betreffenden Behörden überlassen. Im weiten Reiche gab es Landstriche, in denen niemals der Kaiser zum Rechtsprechen erschien, weshalb nicht selten Unterdrückte gegenüber mächtigen Feinden kein Recht erlangen konnten. Der urdeutsche Satz: „Jus in viribus, — das Recht liegt in der Stärke," das heißt, der Stärkere behält

recht, war im XI. Jahrhundert noch nicht vergessen und wurde häufig befolgt.

Als nun der Fronbote des Gaugrafen durch Dörfer und Weiler des Bezirkes ritt, mit der Bekanntmachung, der Kaiser werde am sechsten Tage vor dem Feste Johannes des Täufers im Kloster Stella jedermann Recht sprechen, da entstand in der gesamten Bevölkerung lebhafte Erregung. Dieser öffentlichen Bekanntmachung war bereits die Kunde vorausgeeilt, der Kaiser werde kommen, um die zuchtlosen Mönche zu strafen und den Raubmörder Lambert an den Galgen zu hängen. Die Kunde fand jedoch wenig Glauben. Wenn die Menschen Jahre hindurch großes Ärgernis straflos sehen, dazu in Schrecken gehalten werden durch Mißhandlungen und Drohungen ruchloser Gewalthaber, dann schwindet allgemach jede Hoffnung auf Errettung. Dumpfe Entmutigung unterwirft sich unabänderlichen Drangsalen. Nun hatte des Grafen Bekanntmachung die Kunde bestätigt. Daher grenzenloser Jubel der Gauleute.

Bereits am Vorabend des Gerichtstages erschien der Kaiser in Stella. Mit ihm kamen der Bischof Heimo von Verdun und Abt Richard von St. Vannus, beide an der Spitze ihrer Vasallen, die zusammen einhundertfünfundzwanzig in den Waffen geübte Reiter betrugen. Auch einige Mönche, unter ihnen Magister Egilhard, befanden sich im Gefolge. Während die Ritter und Knappen des Monarchen und die Kriegsmannen von Verdun und St. Vannus

nach den Vorwerken zur Herberge ritten, betrat Heinrich mit den Geistlichen und dem Pfalzgrafen die Kirche, ein schönes, von Kaiser Ludwig im Basilikenstil erbautes Gotteshaus. Beim Durchschreiten des Mittelschiffes erglühte des Fürsten Gesicht vor Unwillen und Entrüstung. In allen Städten, Pfarrdörfern und Klöstern pflegte er bei seiner Ankunft sofort dem Allerhöchsten vor dem Sanktissimum seine anbetende Huldigung darzubringen. Nach alter kanonischer Vorschrift mußte vor dem Altare, in dem sich das Sanktissimum befand, Tag und Nacht ein Licht brennen, die „ewige Lampe". Wohl schwebte in Stellas Kirche von der Decke nieder vor dem Altare die silberne, kunstvoll gearbeitete Ampel, das Licht war jedoch erloschen, — nach des Kaisers Urteil ein sehr schwerer Verstoß. Auf der Altarstufe niederknieend, verrichtete er ein kurzes Gebet. Sodann erhob er sich und deutete nach der Ampel.

„Hier wird dem Allerheiligsten die schuldige Ehrerbietung versagt, — ein Beweis, daß im Kloster Stella das Licht der Frömmigkeit erloschen ist."

Die Prälaten und Mönche nickten traurig mit den Köpfen.

„Vielleicht," setzte er mit strenger Miene hinzu, „wird sogar das Kirchengebot übertreten, für die stete Gegenwart des göttlichen Christ in der Eucharistie Sorge zu tragen, so daß heilsbedürftige Leute der Seelen-

speise entbehren und Sterbende ohne Wegzehrung von hinnen scheiden." [27])

Hierauf ging er nach dem Stiftschor, wo nach St. Benedikts Regel von den Brüdern die kanonischen Tagzeiten und die nächtlichen Metten gebetet und gesungen wurden. Um die Wände des halbkreisförmigen Raumes liefen Chorstühle, reich geziert durch Bildschnitzerei. Da und dort lagen dickleibige Bücher in starken Einbänden, mit Messingklappen, teilweise geöffnet. Die Bücher machten den Eindruck der Verwahrlosung und des Nichtgebrauches. Heinrich überkam das Empfinden, als ob die Psalmennoten, mit denen die Pergamentblätter bedeckt waren, Klagelieder sängen über sündige Entartung der Mönche. Er trat prüfend vor die Bänke. Sie waren mit dicken Staubschichten belegt.

„Seht doch, wie gewissenhaft die Mönche von Stella zur Mette kommen! Generatio perversa, — ein gottvergessenes Geschlecht!" sprach zürnend Herr Heinrich.

Von den Schiffen herauf klangen Tritte.

Die deutschen Herrscher pflegten bei ihrer Ankunft in den Klöstern feierlich empfangen zu werden. Obwohl Heinrich seinen Besuch in Stella ansagen ließ, wurde bis jetzt kein Mönch sichtbar. Diese Rücksichtslosigkeit verschuldeten des Kaisers bekannte reformatorische Absichten, sowie äußere Einflüsse und strafbare

Gesinnung der Stellaner. Welche Mühe es zuweilen kostete, sogar weibliche Klosterbewohner fügsam zu machen, beweisen die langjährigen Streitigkeiten und Widersetzlichkeiten der Nonnen von Gandersheim und der Äbtissin Sophia gegen die Bischöfe von Hildesheim.[28]) Wie schon bemerkt, machte Heinrich II. mit zuchtlosen Klosterleuten wenig Umstände. Wollten sich dieselben der Ordensregel nicht unterwerfen, so trieb er sie aus. Dies wußten die Mönche von Stella. Fest entschlossen, auf ihren vermeintlichen Sonderrechten und Freiheiten zu bestehen, wollten sie dem Machtgebot des Kaisers den äußersten Widerstand entgegensetzen. Hierin bestärkte sie der zugesicherte bewaffnete Beistand ihrer adeligen Sippschaft, sowie Lamberts Einflüsterungen. Wiederholt erschien er im Kloster, wohin die Mönche, bei der Nachricht von der bevorstehenden Ankunft des kaiserlichen Reformators, von ihren Landsitzen zurückkehrten.

„Seid guten Mutes, laßt euch nicht schrecken!" sagte Lambert. „Haltet fest an euren Rechten, wie Kaiser Ludwig sie euch verbriefte für alle Zeiten. Ich habe zwar den Freiheitsbrief nicht gelesen, was ich als Klostervogt hätte thun sollen, glaube jedoch, daß alle jene Privilegien darin verbürgt sind, nach denen ihr lebt. Ihr seid kaiserliche Mönche, keine botmäßigen Knechte des Zuchtmeisters Benedikt. Erkühnt sich der Sachse Heinrich, aus Stella euch vertreiben zu wollen, so laßt es mich durch einen Eilboten wissen. Ich bin

Stellas Klostervogt, euer Schutzherr und verpflichtet, gegen jedermann eure Gerechtsame zu verteidigen. Ich bin gerüstet. An der Spitze meiner tapferen Mannen und zahlreichen Waffenbrüder werde ich erscheinen. Kommt es zu Kampf und Blutvergießen, so trifft weder mich, noch euch, eine Verantwortung; denn wir handelten aus Notwehr, in Verteidigung unserer Rechte. Darum seid Männer und trotzt dem Sachsen."

Lambert hatte im Sinne der Stellaner geredet, deren zuchtlosen Übermut gestachelt. Darum hochfahrendes Wesen in Gang und Haltung, als sie in langem Zuge durch die Kirche schritten und nach dem Chor emporstiegen. Nur der Abt und einige alte Brüder trugen das Ordensgewand, alle übrigen waren in lange, reichverbrämte Tuniken gekleidet, die Tracht vornehmer Stände.[29]) Ihre Köpfe waren nicht glatt geschoren, vielmehr bezeichnete wallendes Haupthaar die freien Söhne adeliger Geschlechter. Der Laientracht entsprachen Benehmen und Haltung. Keine Spur demütigen Sinnes und körperlicher Abtötung, vielmehr Zeichen und Äußerungen lebenslustiger Weltmenschen. Namentlich thaten sich einige junge Brüder, kaum dem Jünglingsalter entwachsen, durch Übermut und anstößige Manieren hervor.

Abt Hugal trug als Zeichen seiner Würde einen langen Stab, dessen Spitze nach innen gekrümmt war. Auch dieser Stab enthielt einen schweren Verstoß gegen

die Regel des heiligen Benedikt. Die Krümmung war nämlich von Gold, reich geziert mit blitzenden Edelsteinen, Zeugen vom Reichtum der Abtei und von Hugals Eitelkeit. Die Brust des regelrechten Abtes Richard von St. Vannus schmückte ein elfenbeingeschnitztes Kreuz, an einfacher Schnur befestigt, — dasselbe Zeichen der Abtswürde war bei Hugal von Gold, eingelegt mit funkelnden Steinen, und hing an schwerer Goldkette um seine Schultern. Und wie diese Symbole der geistlichen Würde und seine stolze Haltung die vorgeschriebene Demut des Ordensmannes verletzten, so gaben sein wohlgepflegter Leib und das von Weingenuß stark gerötete Gesicht Zeugnis, daß er auch bezüglich des Fastens und der Entsagung die Regel St. Benedikts zu übertreten pflegte.

Der Kaiser war in seiner Ortsprüfung bis zur Apsis, dem äußersten Teile des Chores gelangt, als die Mönche denselben betraten. In zwei Reihen geordnet, zogen sie heran. Wenige Schritte vor dem Monarchen bildeten sie einen Halbkreis, sanken in die Kniee, neigten ihre Köpfe und erhoben sich rasch. Diese herkömmliche Huldigung vollzogen sie flüchtig, wie Menschen, die nur mit Widerstreben einer geltenden Sitte gehorchen.

Herr Heinrich musterte scharfen Blickes die seltsamen Benediktiner. Merkmale innerer Empörung traten in seine Züge. Seine Augen loderten, seine Hand fuhr

unwillkürlich nach dem Schwertgriff, als gelte es, einen verhaßten Feind niederzuschmettern.

Die Brüder von St. Vannus senkten beschämt die Köpfe, gleich Mitschuldigen an der Entartung ihrer Standesgenossen. Richards hageres und bleiches Gesicht überströmte die Glut heiligen Zornes, während Bischof Heimo von Verdun mit strafender Miene die Zuchtlosen betrachtete.

In selbstbewußter, fast übermütiger Haltung trat Hugal vor den Monarchen und hob mit tönender Stimme zu sprechen an:

„Geziemende Ehrerbietung vor dem Beherrscher des Reiches bestimmt mich und die Stiftsherren der altehrwürdigen Abtei Stella, Euch, Herr Kaiser, zu begrüßen und allhier willkommen zu heißen. Zum ersten Male seit zweihundert Jahren wird unserem Kloster die Ehre kaiserlichen Besuchs. Nach dem Berichte unserer Annalen weilte Kaiser Ludwig, der Fromme, Stellas großmütiger Stifter, wiederholt an dieser Stätte, von seiner Huld mit vielen Gütern und Rechten begnadet. Doch seit nahezu zweihundert Jahren überschritt kein deutscher König die Schwelle unseres Klosters. Um so größer ist unsere freudige Überraschung, Euch hier zu sehen. Wir hoffen und wünschen, es möge Euch in Stella gefallen. Zugleich möget Ihr alle Dinge unseres Klosters in Übereinstimmung finden mit unseren verbrieften Rechten und Freiheiten. Da

nur freundliche Absichten Euch hieher geführt haben können, so erwarten wir die Bestätigung unserer kostbaren Privilegien."

Der Redner schien die Wetterwolken gar nicht zu bemerken, die bei seiner unbescheidenen Ansprache auf des Kaisers Stirne zusammenzogen. Und jetzt vernahm er Worte, sehr geeignet, seinen Übermut und stiftsherrliches Selbstbewußtsein abzukühlen.

„Euer Willkommgruß, Abt Hugal, berührt mich unangenehm, weil darin der Geist jener frommen Denkweise und Bescheidenheit fehlt, welcher pflichtgemäß die Söhne des heiligen Benedikt zieren soll. Was mich hieher führte, ist die Obliegenheit des Kaisers und Schirmvogts der Kirche, nämlich die Absicht, zu untersuchen, ob die Mönche Stellas nach ihren Gelübden und den Regeln des heiligen Benedikt leben und trachten. Deshalb werden wir morgen an dieser geweihten Stätte tagen. Über die Ordnung bei dieser Versammlung wird Euch mein Pfalzgraf unterrichten."

Nach diesen Worten verließ er, das Geleite der Stellaner zurückweisend, die Kirche und ging mit seinem Gefolge nach der Fremdenherberge.

Die sichtliche Ungnade des Herrschers beängstigte keineswegs die Mönche. Sie wußten, daß Lambert und ihre Gesippten zur Verteidigung ihrer Sicherheit und Privilegien gerüstet waren. Einige erlaubten sich sogar,

die reformatorischen Absichten des Kaisers in das Lächerliche zu ziehen.

„Das Heil kommt aus Sachsen, wo die Leute noch Büffelhörner trugen und mit Schweinen in Sümpfen lagen, als unser Kloster gebaut wurde," scherzte ein junger Grafensohn. „Jetzt will uns ein Sachse zwingen, seine Bildung und berechtigte Lebensfreuden unseres schönen Landes mit sächsischer Zucht zu vertauschen, — welche Zumutung! Wir lassen uns keine Ochsenhörner aufsetzen."

„Habt ihr auch die versengenden Flammen und Blitze bemerkt, welche Kaiser Heinrich aus seinen Augen auf uns schleuderte?" rief lachend ein Anderer. „Gott Zeus, der allgewaltige Donnerer, verstand es nicht so gut, in gebietende Majestät und vernichtende Hoheit sich zu kleiden. Welche Enttäuschung für den gewaltigen Sachsenkönig, wenn er uns morgen ohnmächtig gegenüber steht, oder gar im Kampfe erschlagen wird!"

Indes die jungen Stellaner im Refektorium bei Wein und Bier über den Kaiser sich lustig machten, saß Hugal schreibend in seinem Zimmer. Dem Klostervogt meldete er Heinrichs Worte, welche das Schlimmste erwarten ließen.

„Wir weichen keinem Machtgebot und bestehen auf unseren Privilegien," schloß er. „Sollte der überspannte Zuchtmeister uns gewaltsam vertreiben wollen, wie er in anderen Klöstern gethan, so flüchten wir unter Euren

Schutz, den Ihr feierlich gelobt, den wir um so bestimmter erwarten, als unser Schicksal mit dem Eurigen verknüpft ist."

Ein reitender Bote galoppierte mit dem Briefe nach Lambertheim.

In der Frühe des nächsten Morgens läuteten die Glocken zur heiligen Messe, von Bischof Heimo celebriert. Von allen Seiten lief das Volk zusammen, das während der Nacht aus entfernten Teilen des Gaues nach Stella geströmt war. Eine dichtgedrängte Menge füllte das Gotteshaus, sich erbauend an der Andacht des Kaisers. Er kniete auf rotbehängtem Betstuhl vor dem Altare, das Zeichen der höchsten Würde, die Krone auf dem Haupte, ein mit kostbaren Steinen besetzter Goldreif, ohne überragende Verzierungen. Statt des prunkvollen Kaisermantels, den er nur bei feierlichen Gelegenheiten zu tragen pflegte, kleidete ihn eine faltenreiche, bis zu den Füßen hinabreichende Tunika, an den Säumen und Handgelenken mit Goldstickereien geziert, um die Leibesmitte von goldenem Gürtel zusammengehalten.

Nach dem „Ite missa est" strömte das Volk aus der Kirche und scharte sich auf dem gedehnten freien Vorplatz, wo das Symbol des nahen Gerichtes, ein an hohem Pfahl befestigter Schild, aufgerichtet stand. Im Vordergrunde der Vorhalle zur Kirche wurde der Richtersitz hingestellt, so daß der Richter unmittelbar vor

dem „Umstand" saß, wie die beiwohnende Volksmenge genannt wurde. Zu beiden Seiten des Richterstuhles standen Bänke für die Beisitzer. Die rechtfindenden Schöffen saßen bei gewöhnlichen Gerichtsverhandlungen auf diesen Bänken, hielt jedoch der König Gericht, so fielen die Schöffen aus. Der König war nämlich nach uralter Anschauung die Quelle des Rechts, er allein verlieh den Gerichtsbann, jedes andere Gericht hörte auf, sobald er einen Ort oder eine Landschaft besuchte.[30]) Diese unbeschränkte Ausdehnung der deutschen Königsgewalt erreicht fast den heidnisch-römischen Rechtssatz: Quidquid placuit regi, legis habet vigorem, — was immer dem Herrscher gefiel, hat Gesetzeskraft.

Zwei Dienstmannen des Pfalzgrafen hielten Ordnung. Sie wiesen die andrängende Menge über die Linie zurück, welche in den Boden gesteckte, durch ein Seil verbundene Lanzenschafte bezeichneten. So blieb zwischen den Stufen zur Vorhalle und dem „Umstand" ein Raum von etwa zwei Schritten Breite frei. Nur einem Burschen gegenüber, der sich durch Kleidung von den Kolonen der Landschaft unterschied, machten sie eine Ausnahme. Dieser Bevorzugte, in der Tracht damaliger Jäger, stand auf der obersten Stufe zur Vorhalle an der Mauer gelehnt, wenige Schritte vom Sitze des Pfalzgrafen.

Das Gesumme der Menge wich lautloser Stille, als jetzt der Kaiser aus der Kirche trat und seinen

erhöhten Sitz einnahm. Ihm zur Rechten ließ sich der Pfalzgraf nieder, der als comes palatii, in Abwesenheit des Herrschers, bei den Königsgerichten Stellvertreter des Monarchen war. Heinrich zur Linken saß der gewöhnliche Landrichter, Gaugraf Hardwich. Auf den Bänken zu beiden Seiten hatten sich Bischof Heimo und die Äbte Richard und Hugal niedergelassen. Die Mönche von St. Vannus und Stella bildeten den Hintergrund der Vorhalle.

Der Wahrnehmung des Kaisers entging nicht das auffallende Benehmen des Abtes Hugal. Seinen kostbaren Stab in der Hand, saß er da, in stolzer Haltung und strotzender Körperfülle, umwallt vom Faltenschlag seines reich verbrämten Gewandes, — ein lebhafter Gegensatz zu dem hageren, bescheidenen, geistig durchleuchteten und ascetischen Abt von St. Vannus. Genau betrachtet, erschien Hugals zur Schau getragenes Selbstgefühl nur als Deckmantel innerer Unruhe. Fast beständig lauschte er in die Ferne, wie jemand, der Außerordentliches erwartet. Bei Tagesanbruch hatte er wieder einen Eilboten nach Lambertheim geschickt, so daß jeden Augenblick Waffengetöse und Kampfgeschrei das Königsgericht unterbrechen konnten. Peinlich war ihm auch des Kaisers sichere Ruhe und entschlossenes Walten. Heinrichs Benehmen trug das Gepräge der Würde und Machtvollkommenheit, weitab von der Haltung eines Mannes, der sich mit kleinem Gefolge

zahlreichen Feinden gegenüber weiß, die entschlossen sind, mit bewaffneter Hand ihm entgegenzutreten. Bei Lamberts Geistesroheit und gewaltthätiger Sinnesart war selbst die Ermordung des Kaisers nicht ausgeschlossen. Bedachte Hugal das Eintreten dieser Möglichkeit, dann überkamen ihn Besorgnis und Angst. Von solchen Gedanken und Befürchtungen eingenommen, entgingen ihm die einleitenden Förmlichkeiten des begonnenen Gerichtsverfahrens. Jetzt entriß ihn quälenden Vorstellungen die laute Stimme des Ritters Liuppo, der mit Bronhag in St. Vannus klagend erschienen war.

„Herr Kaiser, vor dem allwissenden und gerechten Gott, sowie vor Eurer höchsten Macht auf Erden, klage ich den Klostervogt Lambert an, daß er ist ein Dieb am Klostergut, ein Unterdrücker armer Leute, ein Menschenräuber und Mörder," rief mit schallender Stimme der Edelmann, dessen Rede die versammelte Menge mit Zeichen des Einverständnisses begleitete. „Über Land und Leute der Abtei schaltet Lambert eigenmächtig. Selbst mich, der ich ein freier Mann bin und nebenbei von der Abtei ein Gut zu Lehen trage, das mich zum Waffendienst für das Kloster verpflichtet, — selbst mich will er unter die Füße treten und zwingen, seinen Schlechtigkeiten Handreichung zu leisten. Wehrlose, die er eigenhändig umbrachte oder morden ließ, sind gar nicht zu zählen. Seine eigenen Hörigen und Liten der Abtei läßt er zusammentreiben wie das Vieh, um sie

an Handelsjuden in die Sklaverei zu verkaufen. Zum Erbarmen, jedes Menschengefühl empörend, sind die Schauspiele, wenn seine Waffenknechte zur Menschenjagd durch das Land streifen. Jünglinge und Knaben werden in den Hütten ihrer Eltern geraubt, junge Mädchen werden aus den Armen ihrer wehklagenden Mütter gerissen, um sie einem elenden Leben in der Fremde zu überliefern."

Hier unterbrach erschütterndes Klagegeschrei den Redner. Unter den anwesenden Frauen mochten sich viele, ihrer Kinder beraubten Mütter befinden. Diese erhoben ein herzzerreißendes Wehegeschrei und rangen die Hände nach dem thronenden Richter.

„Erbarmen, Herr Kaiser, Erbarmen!" riefen sie. „Barmherzigkeit, — Hilfe, — Rettung! O unsere armen Kinder! Helfet uns, — errettet uns elende Leute!"

In das Weinen und Jammergeschrei der Frauen mischten sich die rauhen Stimmen der Männer.

„Gerechtigkeit, Herr Kaiser! Recht und Gerechtigkeit!" riefen sie mit beschwörend erhobenen Händen.

Diese Hilferufe der Unterdrückten, verbunden mit ihrer dürftigen Kleidung, mit ihren abgemagerten, Hunger und Not verkündenden Gestalten, boten ein Schauspiel, das auch harte Naturen erschüttern konnte. Heinrich II., leicht entzündbaren Charakters, aufwallend in gerechtem Zorn gegen Frevler, anderseits weichen Her-

zens und mitleidigen Gemütes, wurde so ergriffen, daß ihm Thränen hervorbrachen.[31])

„Ritter Liuppo," sprach er, nachdem erwartungsvolle Stille dem Ausbruche des Elendes gewichen, „Du hast schwerer, mit Todesstrafe belegter Verbrechen den Klostervogt Lambert geziehen. Wo sind für Deine Anklagen die Zeugen?"

„Herr Kaiser," entgegnete der Edelmann, „meine Zeugen sind alle Gauleute, wie sie da nach vielen Hunderten herumstehen."

„Ja, — wir alle sind ihm Beistand und Eideshelfer!" riefen die Männer.

„Ich möchte hervorheben, daß hier diese ganze Menge nur aus hörigen Leuten besteht," sagte Hugal. „Nach alten Rechtssatzungen können Hörige vor Gericht niemals Zeugnis ablegen gegen freie Männer."[32])

„Ich kenne diesen alten, dem Heidentum entsprungenen Rechtssatz," entgegnete strafenden Blickes der Kaiser. „Mich wundert, daß auf heidnischen Geist atmende Satzungen ein Mann sich beruft, der verpflichtet ist, die Lehren des göttlichen Christ von der gleichen Würde aller Menschen zu predigen. — Indessen will ich das herkömmliche Gerichtsverfahren ohne Not nicht beugen. Leugnet der Angeklagte die ihm aufgebürdeten Verbrechen, so hat er, nach Sitte und Herkommen, seine Unschuld durch Gottesurteil im Zweikampfe mit dem Ankläger zu beweisen. — Graf Hard-

wig, laßt den Klostervogt durch den Fronboten ohne Weile vor Gericht laden."

Der Graf erhob sich, drang durch die Menge und nahte der Stelle, wo der Fronbote zu Pferde saß.

Bei der Bewegung, welche des Grafen Entfernung in dem „Umstand" verursachte, wandte sich der Monarch an den Pfalzgrafen.

„Dem Herzog Thiedrich die bewußte Meldung!" befahl er.

Eido trat dicht vor den Burschen im Jagdkleid, der seinen Standpunkt keinen Augenblick verlassen hatte, und übergab ihm einen versiegelten Brief.

„Reite scharf!" mahnte der Pfalzgraf.

Der Jäger eilte nach den Vorwerken, bestieg ein bereitstehendes Pferd und sprengte auf der Landstraße dahin. Nach zurückgelegter Wegstrecke von etwa zwei Stunden, galoppierte er querfeldein und verschwand in dem Walde, der sich von Lambertheim nach der Champagne hinzog.

Inzwischen war vor den Richterstuhl des Kaisers, an die Stelle des ersten Anklägers, ein zweiter getreten. Bereits die äußere Erscheinung desselben mußte seine Sache empfehlen. Er war ein ehrwürdiger Greis, dessen faltenreiches und gramvolles Gesicht Teilnahme erregte. Seinen altersschwachen Körper auf einen Stock stützend, wankte er langsam vor den Herrscher. Ehrer-

bietig Kopf und Nacken beugend, begann er seine Anklage in zwar schwerfälliger Redeweise, jedoch mit so kräftiger Stimme, wie man sie von diesem hinfälligen Knochengerüste nicht vermutet hätte. Kaum hatte er einige Worte gesprochen, als Abt Hugal unwillig auf dem Sitze rückte, einen zornigen Blick auf den Alten, und einen vorwurfsvollen auf den in richterlichem Ernst thronenden Monarchen warf.

„Gott sei tausendmal gedankt für diese Stunde der Hilfe und Rettung!“ hob der Greis an. „Herr Kaiser, das muß ich sagen, Ihr sitzt vor mir so majestätisch, — so herrlich schön, — so heilig, wie ein Engel des Himmels!“

Alle Köpfe des „Umstandes“ nickten beifällig. Auf Heinrichs Gesicht lockte das Lob ländlicher Einfalt und greisenhafter Offenheit ein kaum bemerkbares Lächeln.

„Ich bin zwar nur ein geplagter Zinsbauer der Abtei, — bin mit meinen sechsundachtzig Jahren schon halbwegs in der Ewigkeit, — jetzt möchte ich das letzte gute Werk verrichten. Vor Eurer Macht, Gerechtigkeit und Heiligkeit hebe ich Klage an über das Unwesen und arge Treiben in unserem Kloster.“

„Hier muß ich ganz entschieden Widerspruch erheben,“ unterbrach ihn Hugal. „Nach geltenden Satzungen sind hörige Leute rechtsunmündig. Sie gehen nicht vor dem König oder dessen Stellvertreter zu recht, sondern lediglich bei ihrem Herrn. Sohin muß das Unter-

fangen dieses Mannes als gesetzwidrig abgewiesen werden.“ [33])

Heinrich warf einen Blick des Unwillens auf den Abt.

„Ich finde es ungerecht und gefährlich, den Angeklagten zum Richter in eigener Sache zu bestellen,“ sprach er. „Mein früheres Walten in Lothringen und allenthalben im Reiche verkündet laut genug die Grundsätze des obersten Vollstreckers der Gerechtigkeit. Gerade den unterdrückten Rechtsunmündigen und Notleidenden Hilfe zu bringen und Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ist des Königs heiligste Pflicht.[34]) — Fahre fort, alter Mann! Scheue Dich nicht, unerschrocken Deine Klage vorzubringen.“

„O, Herr Kaiser, wer vor dem offenen Grabe und vor Gottes Angesicht steht, der fürchtet keinen Menschen auf Erden! Was kein Anderer zu sagen getraut, obwohl Zorn und Leidmut alle Klosterleute dazu drängen, das sage ich ohne Furcht. Herr Kaiser, unsere Mönche sind keine Mönche, — die guten Väter Bronhag, Unwan und Ethelbod ausgenommen, — die sind recht. Die anderen Vierundfünfzig aber sind keine frommen Mönche, sondern arge Weltleute. Sie leben nicht so, wie es Priestern ziemt, sondern nach ihrem Sinn, der ganz und gar auf Lustigkeit, auf Reiten und Jagen und Humpenleeren gerichtet ist. Wären die drei Guten nicht, so hätten wir niemals Gottesdienst, keine Predigt, keine Beichte, keinen heiligen Christ

im Sakrament. Noch vor sechzig Jahren war jegliches ganz anders im Kloster und in der Abtei. Damals sorgten die Mönche wie Väter, wie gute Väter, für das zeitliche und ewige Wohl der Klosterleute. Damals waren Schulen, — ich selbst lernte in der Klosterschule die christlichen Glaubenslehren, und auch das Rechnen, Lesen und Schreiben. Heute gibt es keine Klosterschule mehr, weil die Magister allgemach ausgestorben sind, und weil jetzt die Mönche das Umherschweifen, das lustige Leben auf ihren Landhäusern und auf den Schlössern ihrer Gesippten ergötzt. Darum haben sie keine Zeit für das Schulhalten, auch nicht für Gottesdienst, Metten und andere Schuldigkeiten. O, Herr Kaiser, unsere Mönche sind ein großes Ärgernis, ein schweres Unglück für das ganze Land! Die alten Klosterleute sterben, die jungen wachsen auf in Unwissenheit und Wildheit. Wo früher Glück war und Freude, da ist jetzt Unglück und Verdruß. Wo früher Überfluß war und Reichtum, da ist jetzt Armut und Elend. Wo früher Schutz war, Recht und Freiheit, da ist jetzt Gewaltthätigkeit und Knechtschaft. Vormals galt auch für uns der gemeine Spruch: »Unter dem Krummstab ist gut wohnen!« Heute gilt für uns der Spruch nicht mehr. Verlassen sind wir, unterdrückt in unseren Gerechtsamen und elend. O, Herr Kaiser, bei der Heiligkeit, die ich auf Eurem Gesicht glänzen sehe, flehe ich, helfet uns, — errettet uns aus Not und Trübsal!

Gern will ich sterben, wenn Eure Macht und Gerechtigkeit unser Kloster wieder zu dem macht, was es vordem war, — zu einer Stätte der Frömmigkeit, der Wohlthätigkeit, des Unterrichts und des Schutzes für die Armen."

Der Greis schwieg erschöpft, senkte das Haupt auf die Brust herab und lehnte sich schwer auf den Stab.

Die Menge stand in gespannter Erwartung, jedes Gesicht war eine Bittschrift.

Aus einiger Entfernung drang Trompetengeschmetter und Hörnerschall, von dem bangvoll harrenden Volke kaum beachtet. Hugal lauschte mit triumphierender Miene. Die Mönche in der Vorhalle wurden unruhig. Auch sie, wie ihr Abt, hielten die Hörner und Trompeten für die Verkündiger von Lamberts Anmarsch.

Pfalzgraf Eido, über Lamberts feindliche Absichten unterrichtet, erhob sich und trat neben den Monarchen.

„Kaiserliche Hoheit wolle mir gnädigst gestatten, nachzuforschen, wessen Kommen die Hornzeichen angemeldet."

Heinrich nickte gewährend mit dem Haupte, ohne seinen Blick von der Menge abzuwenden, die er sinnend und teilnehmend betrachtete. Er sah aller Augen flehend auf ihn gerichtet, er sah die harmvollen Züge der Frauen, von denen viele die gefalteten Hände nach

ihm hoben. Auch die düsteren Blicke der Männer und der Ausdruck dumpfer Niedergeschlagenheit auf ihren Gesichtern entgingen ihm nicht. Die hörigen Leute standen vor ihm, wie eine wehrlose Herde, die in schwerster Bedrängnis um Hilfe schreit.

„Ich halte es für schicklich," wandte er sich in lateinischer Sprache an Hugal, „aus Rücksicht für den geistlichen Stand der Angeklagten, über die vorgebrachten Beschwerden in der Kirche zu verhandeln."

Der Abt nickte beistimmend, wie jemand, der huldvoll eine Bitte gewährt.

Jetzt wandte sich der Kaiser an die Menge.

„Ihr armen, verwahrlosten, in euren Rechten unterdrückten Leute, seid guten Mutes!" sprach er mit lauter Stimme. „Nicht umsonst habt ihr um Schutz, Hilfe und Gerechtigkeit euren Kaiser angerufen, der von Gott zu eurem Schirmherrn, gerechten Richter und fürsorgenden Vater bestellt ist. Alle eure Rechte, die euch als Zinsbauern, Liten, Kolonen und Knechte gebühren, werdet ihr zurückerhalten, so daß ihr im Stande eurer Hörigkeit wieder zufriedene, glückliche Menschen sein könnt. Auch die frommen Mönche werden nach Stella zurückkehren, auf daß sie euch Muster und Vorbilder seien im christlichen Wandel, euch die Glaubenswahrheiten eifrig predigen, euch die heiligen Sakramente spenden, eure Jugend in der Schule unterrichten, euch allesamt leiten und führen auf Wegen zum ewigen

Leben. — Nun kehret zurück nach euren Heimstätten. Danket Gott für eure Erlösung aus bitterer Drangsal."

Die lauschende Menge verschlang jedes dieser warmen, herzlichen Worte. Die gramvollen Gesichter wurden heiter, die Augen glänzten, manche Frauen vergossen Freudenthränen.

„Heil unserm Kaiser!" rief Liuppo.

„Heil unserm Vater!" rief stürmisch das Volk. „Heil dem guten Hirten! Heil und Gottes Segen!"

Heinrich dankte mit verabschiedender Handbewegung. Die Menge löste sich auf und verschwand nach verschiedenen Richtungen.

7. Wie der Kaiser reformiert.

Der Monarch hatte seinen Richterstuhl nicht verlassen, während seine Blicke den Abziehenden folgten. Jetzt erhob er sich rasch und ging einige Schritte den Bischöfen von Straßburg und Toul entgegen, die in Begleitung des Pfalzgrafen erschienen. Freundlich empfing er die Huldigung beider Prälaten; dem Bischof Wicelin von Straßburg gegenüber zeigte er sich überaus liebenswürdig. Gleich nach seiner Thronbesteigung hatte er die treue Anhänglichkeit dieses Kirchenfürsten erprobt. Herzog Heriman von Alemannien oder Schwaben, der mit Heinrich um die Königskrone rang, wollte genannten Bischof ob seiner Treue für den König strafen und zwingen, auf seine Seite zu treten. Im Sturm nahm er die Stadt Straßburg, wo seine Krieger durch Mord, Brand und Plünderung hausten. Heriman erreichte jedoch nicht seine Absicht. Wicelins Anhänglichkeit für Heinrich blieb unerschüttert. Dessen gedachte der Kaiser, darum seine besondere Huld für den Bischof von Straßburg.[35])

„Ich rühme eure Pünktlichkeit, ehrwürdige Herren!" sprach er. „Rechtzeitig seid ihr gekommen, um euren Kriegsmannen die notwendige Rast und Labung zum nahe bevorstehenden Kampfe zu ermöglichen. Und jetzt lade ich euch ein, Zeugen und Beistand des Kirchenvogts im Königsgericht zu sein."

Die Bischöfe begrüßten die anwesenden Prälaten, jedoch nicht in gleicher Weise. Dem Bischof von Verdun und dem Abte Richard gaben sie den üblichen Friedenskuß, nicht aber dem Abte Hugal, — als ungetreuer Knecht im Weinberge des Herrn des Bruderkusses unwürdig.

Die Mönche bildeten zwei Reihen. Heimo von Verdun stimmte den Psalmengesang an: »Qui habitat in adjutorio Altissimi, in protectione Dei cœli commorabitur, — wer wohnt in des Allerhöchsten Schutz, steht in des hohen Himmelsherrn Hut.« Der Kaiser, durch seine klösterliche Jugendbildung im Psalmengesang unterrichtet, vereinigte seine Stimme mit jenen der Prälaten und Mönche. Im Geleite feierlichen Chorals zog die Prozession durch das Mittelschiff hinauf zum Chor. Dorthin war bereits der Richterstuhl getragen worden. Er stand auf einer Erhöhung von drei Stufen, und zu beiden Seiten waren Bänke gestellt. Zur Rechten des Kaisers saßen die Bischöfe, ihm zur Linken die Äbte. Der höchste Hofbeamte, Pfalzgraf Eido, saß wenige Schritte vor dem Monarchen

an einem mit Schreibzeug und Pergamentblättern belegten Tische. Neben ihm saß ein Mönch aus St. Vannus, dessen Aufgabe war, nach Anleitung des Pfalzgrafen die Hauptpunkte der beginnenden Verhandlung niederzuschreiben.

Die Mönche Stellas hatten nicht ihre Chorstühle eingenommen. Etwa sechzig an Zahl, standen sie ihrem Richter gegenüber, eine bunte Schar. Keine zehn trugen das Ordensgewand, alle übrigen waren in reichverbrämter, farbiger Kleidung des Adels erschienen. Der Duft ihrer langen, sorgfältig geordneten und gesalbten Haare verbreitete sich durch den Chor, — keine Wohlgerüche für den regelstrengen Abt von St. Vannus. In ihrer Haltung lagen keine Merkmale von Niedergeschlagenheit oder Schuldbewußtsein. Furchtlos und frei von Vergehen standen sie da; denn sie lebten nach den Freiheiten zu recht bestehender Privilegien. Diesen Eindruck machte auf den Beobachter ihre Haltung, die wohl eine erkünstelte war und mit der Stimme ihres Gewissens nicht im Einklang stand.

Der älteste Suffragan der Erzdiöcese Mainz, Bischof Heimo von Verdun, erhob sich und trat zwei Schritte aus der Reihe.[36])

„Nach dem ausgesprochenen Willen Eurer Hoheit bildet diese gegenwärtige Versammlung die Fortsetzung des Königsgerichtes, obwohl der Gegenstand und das auf die Kanonen gestützte Verfahren ihm das Wesen

eines Synodalgerichtes verleihen," hob er nach ehrerbietiger Verbeugung an. „Die im Kloster Stella herrschenden regelwidrigen Zustände sind ohne Zweifel der Prüfung und richterlichen Entscheidung des Vogtes unserer heiligen Kirche unterworfen, zumal derselbe bei Klosterreformen in Übereinstimmung handelt mit Gottes Statthalter auf Erden, unserem apostolischen Herrn Benedikt VIII. Nun bitte ich, in Güte zu erwägen, daß ich als Diöcesanbischof, in dessen Sprengel das Kloster Stella liegt, keine Schuld trage an der Entartung der Mönche. Wiederholt versuchte ich, die Irrenden auf die Bahn des Heiles zu lenken. Schmerzlich beklagte ich die groben Verstöße gegen die Ordensregel, das Herumschweifen der Mönche, die mehr außerhalb als innerhalb des Klosters weilen. Ich machte den Abt Hugal aufmerksam, wie sündhaft vor Gott, wie ärgernisvoll vor den Menschen es ist, wenn Mönche die nächtlichen Metten, die Feier des heiligen Meßopfers, die vorgeschriebenen Tagzeiten unterlassen. Wie folgenschwer und verderblich für das Volk es ist, wenn sie der Verkündigung der Heilslehren, der Spendung der heiligen Sakramente, dem Unterricht in den Schulen gar nicht, oder sehr spärlich nachkommen, sowie auch Landwirtschaft und nützliche Gewerbe, wozu alle Benediktiner die Regel verpflichtet, gänzlich versäumen. Diese und andere Vorstellungen und brüderlichen Mahnungen wurden schroff zurückgewiesen. Der Abt und die Brü-

der behaupteten, exemt und vollkommen unabhängig von dem Bischof von Verdun zu sein, der ihnen gar nichts zu sagen habe."

Nach dieser Rechtfertigung und Anklage nahm der Prälat seinen Sitz wieder ein.

Jetzt erhob sich Abt Hugal. Hochgetragenen Kopfes und in stolzer Haltung trat er vor den Monarchen.

„Bevor ich auf die Verteidigung oder Beschwerde, wie man es nennen will, des ehrwürdigen Bischofs Heimo erwidere, lasse ich die Frage offen, ob ein weltlicher Herrscher nach kanonischen Gesetzen befugt ist, in die inneren Angelegenheiten der Klöster reformatorisch einzugreifen." [37])

Die Stellaner nickten eifrig mit den Köpfen und gaben durch Beifallsgemurmel ihre Übereinstimmung mit dem Abte zu erkennen.

„Im Einverständnisse mit den Konventualen," fuhr Hugal fort, „habe ich die Visitationen des Diöcesanbischofs zurückgewiesen, weil unser Kloster exemt ist, befreit von der bischöflichen Jurisdiktion durch verbriefte Privilegien des Kaisers Ludwig. Wir sind kaiserliche Stiftsherren!" betonte er. „Kraft unserer Rechte und Freiheiten, sind wir an strengen Chordienst nicht gebunden, ebensowenig zum gemeinsamen Refektorium und Dormitorium verpflichtet. Jeder Stiftsherr kann seinen eigenen Tisch führen, seine eigene Schlafkammer haben, und außerhalb des Klosters in den Villen der

Abtei wohnen.[38]) — Sohin sind die Anklagen des ehrwürdigen Bischofs von Verdun grundlos. Jede Beschränkung unserer verbrieften Rechte weisen wir als gesetzwidrige Übergriffe entschieden zurück," schloß er, unter lebhaftem Beifall der Stellaner.

„Eine hübsche Gesellschaft!" sprach mit verhaltener Entrüstung Herr Heinrich, und mit erhobener Stimme, deren Ton nicht frei von leichtem Spott, fuhr er fort: „Den Mönchen Stellas hat der Kaiser nichts zu sagen, der Diöcesanbischof auch nicht, sogar dem Allmächtigen gegenüber sind sie exemt; denn sie übertreten ohne Scheu dessen Gebote und die Canonen seiner Kirche. Was da vor mir steht, sind keine bescheidenen, gehorsamen, frommen Söhne des heiligen Benedikt, sondern geputzte, weltlichgesinnte, von Dünkel aufgeblasene Edelleute. Wehe dem Volke, dessen Priester auf ärgernisvollen Wegen gehen!"

Die Stellaner hörten wohl das Sausen der Strafrute, ihr sittlich abgestumpfter Sinn verhinderte jedoch das Empfinden der Streiche.

„Die Behauptung des Abtes Hugal," nahm Wicelin von Straßburg das Wort, „der Bischof habe keine Jurisdiktion über die Klöster seines Sprengels, ist falsch. Das Konzilium von Augsburg, im Jahre 962, bestimmt ausdrücklich, daß jeder Bischof sämtliche Klöster seines Sprengels zu visitieren habe und verpflichtet sei, alle vorkommenden Regellosigkeiten, Unordnungen und

Schäden, im Geiste der heiligen Canonen abzustellen.[39]) Demzufolge handelte der ehrwürdige Bischof von Verdun nach den Beschlüssen jener Kirchenversammlung, wenn er hier bessernd eingreifen wollte."

Die Stellaner murrten und warfen böse Blicke nach dem Bischof von Straßburg.

„Die Synode von Augsburg war keine allgemeine Kirchenversammlung, ihre Beschlüsse können unsere Privilegien nicht aufheben," behauptete Hugal. „Gerade die Bedrückungen und Gewaltthätigkeiten mancher Bischöfe gegen die Mönche, bestimmten den Kaiser Ludwig, zur Erteilung schützender Rechte. Von Milde und Gerechtigkeit geleitet, wollte er die Mönche den Quälereien bischöflicher Gewalthaber entziehen. Die Bischöfe haßten und quälten dergestalt die Mönche, daß ihrer eine große Menge die Klöster verließ."[40])

„Die Bischöfe haßten schlechte Mönche und liebten die guten," erklärte Wicelin. „Die Beschlüsse des Konzils von Augsburg wurden vom apostolischen Stuhle bestätigt, sind demnach für Stella rechtskräftig."

„Außerdem," ergänzte der Bischof von Toul, „erklärte jenes Konzilium, mit Beistimmung Ottos des Großen, alle Privilegien der Kaiser und Könige für ungültig, insofern dieselben klösterlicher Zucht und den Regeln des heiligen Vaters Benedikt widerstreiten."

„Dessenungeachtet beharren wir auf unseren Rechten und Freiheiten," erwiderte Hugal.

„Ja, wir beharren! Wir sind nicht schutzlos!“ riefen die Stellaner.

Das Mienenspiel des Kaisers wurde drohend. Seine Augen schossen Blitze nach den Entarteten.

„Ihr seid nicht schutzlos? Soll dies eine Drohung bedeuten? Auflehnung gegen gesetzlichen Rechtsgang?“ rief er in strengem Tone. „Sehet euch wohl vor, daß ihr nicht in zeitliches und ewiges Verderben hinabstürzt! — — Nun merket auf!“ fuhr er fort, seine Strenge mildernd. „Vernehmet die Regeln, deren gewissenhafte Beobachtung die Kirche fordert. Wer von euch notwendigen Ordensregeln den Gehorsam versagt, den weise ich für immer aus dem Kloster. Höret aus dem Munde des ehrwürdigen Abtes Richard, wessen jeder gute Mönch pflichtig ist.“

Der berühmte Klosterreformator erhob sich und verkündete mit lauter Stimme, langsam und feierlich, in gedrängter Kürze die Obliegenheiten der Benediktiner.

„Die Mönche sollen nüchtern, gerecht und fromm leben, — freudig Gastfreundschaft üben, — die Armen wohl versorgen, — der Kranken sich annehmen, — ihrem Bischof in allem nach der Vorschrift der Regel gehorchen, — sich auf geistliche Wissenschaften legen, — Künste, Gewerbe und Landwirtschaft fleißig treiben, — alle in einem gemeinsamen Saale schlafen, ausgenommen, wenn einer krank wäre, — auch beisammen in einem Saale essen, — sobald das Zeichen gegeben wird, un-

gesäumt in die Kirche gehen, — die Tagzeiten fromm und erbaulich absingen, — nicht ohne Erlaubnis des Oberen ausgehen, — nicht bei Schauspielen oder weltlichen Gepränge erscheinen, — weder dem Spiel, noch der Jagd ergeben sein, — keine kostbaren oder eitlen Kleider und nur das Ordensgewand tragen, — nicht länger außerhalb des Klosters verweilen, als es der Vorstand erlaubte, — im Kloster niemals müßig sein, sondern jeder soll nach seinen Fähigkeiten arbeiten und sich auf Wissenschaften legen, damit keiner in der Gemeinschaft unnütz sei und die Gelübden der Gläubigen müßig verzehre."[41])

Während der Abt im Tone eindringlicher Mahnung die Lebensregeln verkündete, beobachtete Heinrich die Mönche. Er sah gleichgültige Gesichter, ablehnendes Achselzucken, spöttisches Lächeln, starrsinnigen Trotz. Obwohl ihn diese Zeichen kläglicher Verirrung und Pflichtvergessenheit erzürnten, so überwogen doch Geduld und teilnehmende Nächstenliebe des Heiligen die Strenge des Herrschers. Durch ernstliche Vorstellungen versuchte er, den Regellosen die Augen zu öffnen.

„Bedenket die Worte des göttlichen Christ: »Vae homini, per quem scandalum venit, — wehe dem Menschen, durch den Ärgernis kommt!« hob er an. „Aus dem Munde des alten Mannes habt ihr das große Ärgernis eures unpriesterlichen Lebens vernommen. Ihr sollt durch Frömmigkeit die Leute erbauen, —

doch ihr verderbt sie durch Pflichtvergessenheit. Ihr sollt Gottes Weinberg fleißig bearbeiten, damit er Frucht trage, Unterpfänder ewigen Lebens, — ihr hingegen verwüstet Gottes Weinberg, verwandelt selben in unfruchtbares Land. Ihr seid nicht bemüht, durch lehrreiche Unterweisungen, durch Predigt und Christenlehre das Dorngestrüpp böser Leidenschaften auszuroden. Ihr unterlaßt es, durch Ausspendung sakramentaler Gnaden die Pflanzen in Gottes Garten zu begießen, damit sie wachsen, gedeihen und fruchtbar werden. Wisset ihr nicht, daß auf der Wirksamkeit pflichtgetreuer Priesterschaft Glück und Wohlfahrt des ganzen Volkes ruhen? Omne bonum a clero bono! Wer hat unsere Vorfahren, die Germanen, der Finsternis und Barbarei des Heidentums entrissen? Die Sendboten unserer Kirche, die frommen Söhne des heiligen Benedikt. Sie haben die grauenhafte Nacht des Götzenwahnes in lichte Tageshelle christlicher Wahrheit verwandelt. Sie haben grausige Bräuche, abgründige Verblendung und wilde Sitten in preiswürdige Bildung, in Wissen und Können auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit, in glänzende Tugenden umgeschaffen. Solches haben gute Mönche vollbracht. Sie sind die Schöpfer und Träger deutschen Kulturlebens, weil sie getreue Söhne unserer Kirche sind, und diese ist die Säule und Grundveste der Wahrheit. Gute Priester sind dem Volke ein Segen, — schlechte Priester werden ihm zum

Fluche und Verderben. In Sittenverwilderung und Abkehr von Gott muß das Volk versinken, wenn träge Priester, pflichtvergessene Mietlinge es führen. Omne malum a clero malo! Bedenket eure furchtbare Verantwortung vor dem heiligen, gerechten Gott! — Ich mahne zur Umkehr und Tilgung gegebenen Ärgernisses durch künftige gewissenhafte Beobachtung der Ordensregel. Verzeihung den Reuigen und Bußfertigen. Ungehorsame und Widerspenstige auszutreiben, bin ich des festen Willens."

Die gehaltvolle und eindringliche Rede machte auf die Stellaner flüchtigen Eindruck. Forschend richteten sie ihre Blicke auf Abt Hugal, der sich erhob.

„Für die wohlgemeinten Mahnworte danken wir Euch, Herr Kaiser! Dagegen glaube ich, im Sinne aller Stiftsherren zu sprechen, wenn ich unsere verbrieften Rechte und Freiheiten als unantastbare Güter betrachte."

„Wir sind gleicher Meinung!" riefen die Mönche. „Wir bestehen auf unseren Privilegien!"

Jetzt legten sich schwere Wetterwolken über des Monarchen Angesicht. Er hatte die Unbeugsamkeit verbohrten Starrsinnes erkannt.

„So walte Gerechtigkeit!" sprach er und fuhr, seinen Blick auf den Protokollführer gerichtet, mit gehobener Stimme fort: „Kraft kaiserlicher Machtvoll-

kommenheit, im Geiste der Konzilienbeschlüsse, sowie in Übereinstimmung mit der Willensmeinung des apostolischen Herrn, des Papstes Benedikt, erkläre ich alle von Kaiser Ludwig, dem Frommen, dem Kloster Stella verbrieften Rechte und Freiheiten, insoweit sie der Ordensregel widersprechen, für nichtig und erloschen."

„Deo gratias!" sagten einstimmig die Bischöfe.

„Wir protestieren!" riefen die Stellaner. „Wir beharren auf unseren Privilegien!"

Das Strafgericht nahm jedoch seinen Fortgang.

„Abt Hugal," sprach Herr Heinrich im Tone des Befehles, „den Euch von Kaiser Otto verliehenen Stab fordere ich zurück!"

Hugal machte keine Miene, dem Gebote zu gehorchen, vielmehr hielt er seinen Stab, mit der goldenen Krümmung, mit beiden Händen fest. Auf des Herrschers Wink erhob sich der Pfalzgraf und trat dicht vor Hugal.

„Ihr habt den Befehl eines Gewaltigen gehört, der starrköpfigen Ungehorsam hart straft," sagte er im Flüsterton. „Geschwind den Stab, auf daß Ihr der Züchtigung entgeht!"

Mit festem Griff bemächtigte er sich des Abtsstabes und übergab ihn dem Kaiser.

„Bruder Egilhard von St. Vannus!" rief Herr Heinrich.

Der gelehrte Magister war bisher hinter seinem Abte gestanden. Jetzt trat er hervor und stellte sich vor den streng waltenden Herrscher.

„Bruder Egilhard, seid Ihr bereit, die Leitung der Bruderschaft im Kloster Stella zu übernehmen?"

„Ich gehorche!" antwortete der Auserkorene.

„Mit Übergabe dieses Stabes," fuhr der Kaiser fort, „übertrage ich Euch die Befugnisse des Abtes, nach Recht und kanonischen Satzungen Eures Amtes in Stella zu walten. Zugleich fordere ich von Euch das Gelöbnis, nach der Regel des heiligen Benedikt die Bruderschaft zu führen, sowie alle Verbindlichkeiten der Abtei gegen das Reich zu erfüllen."

„Ich gelobe, mit Gottes Hilfe meinen Pflichten gewissenhaft und treu nachzukommen."

Die Stellaner murrten laut. Durch heftige Bewegungen und Lärm gaben sie ihren Unwillen zu erkennen. Vielleicht wäre ihre Erregung in völligen Tumult ausgebrochen, hätte nicht des Kaisers strenge Hoheit ihren Ungestüm gebändigt.

„Wer von euch," redete sie Heinrich an, „des festen Willens ist, der Ordensregel und der Leitung des ehrwürdigen Abtes Egilhard sich zu unterwerfen, der trete auf die rechte Seite."

Der Aufforderung folgten nur Bronhag, Unwan und Ethelbod, sowie jene alten Mönche, welche das

Ordensgewand trugen. Die Übrigen standen mit vor der Brust verschränkten Armen und blickten trotzig auf den Reformator.

„Nur acht Gerettete!" sprach der Monarch. „Euch, die ihr in böswilliger Zuchtlosigkeit verstockt seid, weise ich aus dem Kloster. Ihr möget gehen, wohin ihr wollt."[42])

„Das letzte Wort ist noch nicht gesprochen!" rief Hugal.

„Wir protestieren! Die Absetzung unseres Abtes ist ungültig! — Wir haben freie Abtswahl! — Wir lassen uns keinen Fremdling aufdrängen! — Wir halten fest an unseren Privilegien! — Tapfere und gerechte Männer werden für uns streiten!" riefen die Stellaner durcheinander und verließen mit Getöse die Kirche.

8. Der Kampf.

Während Heinrich in Stella die Wohlfahrt höriger Leute bedachte und das Kloster zum Heile der Mönche und der Landschaft reformierte, verwandelte sich Lambertheim in ein Kriegslager. Die Gesippten der zuchtlosen Benediktiner eilten von allen Seiten herbei, den Klostervogt im Schutze der Privilegierten gegen die Gewaltthätigkeit des Kaisers zu unterstützen. Auch viele andere vom Adel Oberlothringens, unzufrieden über Heinrichs strenge Rechtspflege, benützten diese Gelegenheit, unter dem Deckmantel gerechter Abwehr ihren Haß gegen den Herrscher zu befriedigen. Nach den Berichten Thietmars „mißfiel nicht bloß den Italienern Heinrichs Gerechtigkeitsliebe," sondern im ganzen Reiche haßten ihn alle fehdesüchtigen, gesetzlosen Gewaltmenschen.[43])

Genährt wurde der aufrührerische Geist des lothringischen Adels durch die Umtriebe des mächtigen Grafen von Champagne. Sein unbotmäßiger Trotz gegen den eigenen König, Robert von Frankreich, gab dem lothringischen Adel das schlimmste Beispiel und

reizte ihn zu gleicher Unbotmäßigkeit gegen den Kaiser. Soweit ging Odos Übermut, daß er, wie schon bemerkt, auf deutschem Gebiet drei Burgen erbaute, deren Besatzungen mit Lamberts Scharen sich jetzt vereinigten. Alle diese Streitkräfte lagerten um Lambertheim, jeden Augenblick bereit, die Waffen zu ergreifen.

Lambert bewirtete in der großen Halle die vornehmsten Führer. Die Edelleute saßen um lange, mit Speisen und Getränken bestellte Tische, zum nahen Kampfe sich zu stärken. Beim unvermuteten Anrücken des Feindes sofort schlagfertig zu sein, hatten sie ihre Rüstungen nicht abgelegt, nur Helme, Schilde, Lanzen, Schwerter und Streitäxte beiseite gestellt.

Inmitten des von Tischen gebildeten Vierecks saß Lambert, dessen breites Gesicht von Weingenuß und Erregung glühte. Das verschmitzte Lächeln seiner rohen Züge, der triumphierende Blick seiner funkelnden Augen, verkündeten den zweifellosen Sieg über die kleine Gefolgschaft des Kaisers. Gleicher Zuversicht waren alle Tischgenossen. Über den Schlachtplan herrschten jedoch verschiedene Ansichten. Manche Heißsporne tadelten offen Lamberts unbegreifliches Zögern.

„Weshalb hier müßig liegen?“ rief ein thatendurstiger Kämpe. „Warum lassen wir den Sachsenkönig unsere lustigen Mönche bedrängen und ängstigen? Wären wir vor zwei Stunden in die Sättel gestiegen,

so läge jetzt der sächsische Eber tot und Stella wäre des Zuchtmeisters ledig."

„Bin gleichen Bedünkens!" rief ein Anderer. „Das Gefolge des Sachsenkönigs ist ja so gering, daß es unserer Übermacht fast schimpflich erscheint, über solche Feinde zu siegen. Zu den Waffen! Tod dem Tyrannen!"

Zündend fielen die Worte in den glühenden Haß.

„Nieder mit dem Adelsfeind! Tod dem Frömmler! Tod dem Freiheitswürger!" riefen stürmisch die Edelleute.

Lambert winkte mit beiden Händen zur Ruhe.

„Tapfere Kampfgenossen, — nur einige Worte!" fing er an. „Euer mannhafter Grimm über Heinrich Lobesam ergötzt mich weidlich. Vermeinet aber nicht, daß Einer von euch den Sachsen mehr haßt, als ich. Abgesehen von seinem freiheitsfeindlichen Herrschen im Reiche, — abgesehen von seiner Wut gegen die besten Degen, die er wie Straßenräuber und gemeines Gesindel aufhängen läßt, — abgesehen von seinen Tücken und Gewaltthaten, die ihm berechtigten Haß des gesamten echten Adels verdienen, — abgesehen von all dem, habe ich noch ganz besonderen Grund, ihn zu hassen. In meinem Gebiete und in jenem der Abtei, deren Vogt ich bin mit allen Rechten, hatte ich eine große Herde von leibeigenen Burschen und Mädchen zusammentreiben lassen. Nach altem Brauch und adeliger Rechtssatzung wollte ich die Herde an wälsche Juden

absetzen. Auf Johanni wollten die Sklavenhändler kommen. Vorgestern ließen die Juden mir melden, daß sie die Fahrt hieher nicht wagen, weil der schreckliche Kaiser in Verdun sei. Was konnte ich thun? Die große Herde vielleicht auf Monate hinaus füttern? Dies war nicht nach meinem Sinn. Ich ließ sie also auseinander laufen. Will ich sie später wieder eintreiben, dann mögen Viele anderswohin ausgerissen sein. — So hat der »schreckliche Kaiser« mich um vieles Geld gebracht, — der Unhold! Dennoch gebiete ich meinem Grimm. Ich harre auf den günstigen Augenblick zur Rache."

„Wann ist dieser Augenblick?" rief eine Stimme.

„Es ist jener Augenblick, der mich gegen den großen Heerbann des Reiches sicher stellt," antwortete listig grinsend der Klostervogt. „Gegen freie Männer, die nach Fug und Recht handeln, kann der Heerbann nicht aufgeboten werden. Greife ich jedoch den Kaiser an, so bin ich schuldig und vor dem Reiche verantwortlich. Werde ich dagegen vom Kaiser auf meinem Gebiete und ohne ergangenen Rechtsspruch angegriffen, dann bin ich schuldlos, ich streite aus Notwehr. — Versteht ihr mich?"

Viele lachten und nickten beistimmend.

„Wenn aber der Sachse nicht angreift?" rief es.

„Darüber seid unbesorgt, edle und tapfere Männer!" antwortete Lambert. „Kein guter Degen weicht

vor dem Feinde zurück. Heinrich von Sachsen ist aber, das muß man ihm lassen, ein kühner Degen und reichsbekannter Held. Verlaßt euch darauf, heute ist Schlachttag! Bald werden wir die Feldzeichen des Sachsen sehen und seine Trompeten die Herausforderung schmettern hören."

In demselben Augenblick betrat der Fronbote die Halle. Sein Erscheinen bewirkte tiefe Stille und gespannte Erwartung. Den Amtsstab erhebend und wie einen Scepter mit bedeutendem Selbstbewußtsein tragend, trat er dem Klostervogt gegenüber.

„An Euch, Herr Lambert, geht meine Botschaft!" hob er mit fester Stimme an. „Das Oberhaupt des Reiches, der mächtig und weise waltende Kaiser Heinrich, sitzt dermalen zu Gericht im Kloster Stella. Vor dem allgewaltigen Gebieter, unserm Herrn, seid Ihr angeklagt, ein Unterdrücker armer Leute, ein Mörder und Menschenhändler zu sein. Darum ergeht an Euch die Vorladung, ohne Weile zur Reinigung von besagten Anklagen vor dem Herrn Kaiser zu erscheinen."

Der Fronbote schwieg und harrte der Entgegnung.

Aller Augen ruhten voll Spannung auf Lambert, der mit verhaltener Wut die Anklage und Vorladung vernommen hatte.

„Merke auf, Fronbote, — melde genau dem Kaiser meine Antwort auf die ungebührliche Vorladung!" fing er an. „Meine Hörigen behandelte ich nach Belieben,

wozu ich das Recht habe. Verkaufe ich von meinen überschüssigen Leibeigenen an Juden, so habe ich dazu gleichfalls ein Recht. Hörige zu verkaufen, ist ein unveräußerliches Herkommen freier Männer aus der alten, glücklichen Heidenzeit, das sich echter Adel nicht nehmen läßt. Habe ich unbotmäßige Leibeigene aufhängen lassen, oder eigenhändig erschlagen, so ist auch dies nach alter Satzung unserer Vorfahren ein Recht des Adels. — Der Kaiser hingegen übertritt seine Gerechtsame, indem er mich, den freien Mann, wie einen Unfreien behandelt. Ich bin nicht des Kaisers Vasall, trage vom Reiche nicht eine Scholle zu Lehen. Ich sitze und walte unabhängig auf dem Allod meines Geschlechtes, bin weder dem Kaiser, noch sonst jemand botmäßig. Melde also dem »allgewaltigen Gebieter«," schloß er höhnisch, „daß ich der an mich ergangenen Vorladung nicht Folge leiste. Will der Kaiser mit mir reden, so will ich ihn auf meinem Gebiete, an der Spitze meiner Mannen und Waffenbrüder, nach Gebühr empfangen."

„Recht so! Eines freien Mannes Rede!" riefen viele Stimmen.

Der Fronbote bestieg sein Pferd und galoppierte nach Stella zurück.

Dort war inzwischen auch der Schwager des Kaisers, der mächtige Bischof Thiedrich von Metz, eingetroffen, und zwar an der Spitze einer glänzenden Ritterschar von dreihundert Helmen.

Heinrich saß beim Mittagsmahl mit den Prälaten, als ihm der Pfalzgraf die Antwort Lamberts überbrachte.

„Von jenem gottlosen Menschen habe ich nichts anderes erwartet, als Ungehorsam und Trotz," sprach ohne Überraschung der Kaiser.

„Ein ganz unverschämter Wicht!" rief der Bischof von Metz, ein leicht erregbarer Mann. „Kein Baum ist zu hoch, um diesen Schurken daran zu hängen. Stirnlose Frechheit, verübte Unthaten mit Satzungen aus der Heidenzeit beschönigen zu wollen!"

„Vielfach spukt leider noch heidnisches Wesen in deutschen Landen," sprach ernst der Kaiser. „Abgesehen von heidnischem Aberglauben, den unsere Kirche beharrlich auszurotten strebt, ist namentlich im Adel unbotmäßiger Heidentrotz, wildes Aufbäumen gegen die christliche Staatsordnung nicht ausgestorben."

„Wird auch in künftigen Zeiten nicht ganz aussterben," versetzte Abt Richard. „Selbstsucht, — gewaltthätiger Sinn, — Hoffart, — Habgier und andere niedere Leidenschaften, sind der gefallenen, zum Bösen geneigten Menschennatur eigentümlich. Im Heidentum konnten sich diese angeborenen bösen Neigungen ungebunden und zügellos entwickeln. Daher nicht bloß bei den Barbaren des Nordens, sondern auch bei den gebildeten Griechen und Römern des Heidentums schauerliche Sitten, grauenhafte Wildheit. Nur der Geist des

Christentums, die heilbringenden, veredelnden Lehren des göttlichen Christ, die Gnadenwirkungen und sittliche Kraft durch die heiligen Sakramente vermögen es, die in jedem Menschen schlummernde Bestie zu zügeln, die Bosheit in Heiligkeit zu wandeln. Das Abendland wird zwar niemals wieder in das alte Heidentum zurückfallen, — wird es jedoch Gott und seiner Kirche abtrünnig, dann mag es die Beute eines Unglaubens werden, der noch teuflischer sich äußert, als der Aberglaube des Götzenwahnes."

Die Tischgenossen folgten aufmerksam der Rede des gelehrten Abtes. Beifällig nickte wiederholt Herr Heinrich.

„Uns bindet die Pflicht, jene wilden Tiere mit Waffengewalt zu zügeln," sprach er. „Mit Hilfe des allmächtigen Schlachtenlenkers werden wir heute noch dieser Pflicht genügen."

„Des Beistandes von oben bedürfen wir," entgegnete der Pfalzgraf. „Unsere Streitkräfte bestehen dermalen aus sechshundert Rittern. Wie mein Späher berichtet, steht Lambert an der Spitze von mindestens zwölfhundert gut bewaffneten Kriegern. Jeder dieser Empörer ist voll Grimm und Wut. Sie alle dürsten nach Kampf und Blut, gestachelt von Siegeszuversicht."

„Bei sothaner Übermacht des Feindes dürfte es klug sein, den Anmarsch weiterer Aufgebote zu erwarten," riet der greise Bischof Heimo.

„Nicht doch, ehrwürdiger Vater!“ versetzte lächelnd der Monarch. „Gar oft stand ich feindlicher Übermacht gegenüber, — niemals versagte Gott der gerechten Sache den Sieg. — — Hast Du Nachricht von Herzog Thiedrich?“ wandte er sich an den Pfalzgrafen.

„Vor wenigen Minuten erschien sein Bote. Der Herzog hat die angewiesene Stellung eingenommen.“

„Wohlan, meine Herren, rüsten wir uns zum Kampfe!“ sprach der Kaiser, indem er sich erhob.

Nach gesprochenem Tischgebet, begaben sich die Prälaten nach den Vorwerken und Lagerplätzen ihrer Mannen.

Außerhalb des Klosters, auf freiem Felde, sammelten sich die ritterlichen Lehensmannen der Kirchenfürsten zur ansehnlichen Streitschar. Alle waren ausgezeichnet beritten, gewappnet und bewaffnet, vorab die Vasallen des Bischofs von Metz und die Vertreter der elsäßischen Ritterschaft. Von Kopf bis zu den Füßen in Stahl und Eisen gehüllt, boten die ehernen Hünen einen stolzen und furchterregenden Anblick. Vor allem fesselte die kriegerische Erscheinung des Kaisers. Wie sein Großvater, Herzog Heinrich von Bayern, in Schlachten dreifache Rüstung zu tragen pflegte, so schirmten auch jetzt doppelte Kettenpanzer, undurchdringlich für Lanzenstöße und Schwerthiebe, des Kaisers reckenhafte Gestalt. Sein Schlachtroß, ein ungewöhnlich stark ge-

bautes, edles Tier, war am Halse, Rücken und in den Weichen durch geflochtene Stahldecken geschützt, während eine blanke Stahlscheibe die Stirne sicherte. Mit der spielenden Leichtigkeit des vollendeten Reiters hatte er den schnaubenden Streithengst in seiner Gewalt. Und so glich das Ganze, Roß und Reiter, von einiger Entfernung im Sonnenglanze betrachtet, dessen Strahlen Reiter und Roß in ein schimmerndes Gebilde zusammenschmolzen, einem beweglichen Bollwerk von Erz.

Mit Waffengetöse und stürmischen Heilrufen empfingen die Ritter den Monarchen, als er im Geleite der Bischöfe herankam. Letztere trugen weder Rüstung noch Waffen. Die Kirche verbot den Geistlichen das Kämpfen, nicht aber die Leitung von Heereszügen, weshalb Heinrich dem Erzbischof Tagino von Magdeburg und anderen kundigen Prälaten wiederholt die Führung von Kriegszügen übertrug, wenn er selbst anderweitig gegen Reichsfeinde im Felde lag.[44]) Über den Tuniken trugen die Bischöfe weiße Chorhemde, um die Schultern goldgestickte Stolen, in den Händen lange Schafte, auf deren Spitzen weithin leuchtende, vergoldete Kreuze glänzten, — ein fesselnder Gegensatz zu der von Waffen und Eisen starrenden Umgebung.

In langem Zuge trabten die Ritter, den Kaiser und die Bischöfe an der Spitze, auf der Straße dahin, die nach Lambertheim und weiter nach der Champagne führte. Jedenfalls hatte Heinrich, der in seinen Kriegs-

zügen seltenes strategisches Talent bewies, vorher das Gelände besichtigt; denn er führte die Ritterschar in das feindliche Gebiet mit der Zuversicht eines Anführers, der mit kluger Berechnung seinen Schlachtplan entworfen hat. Etwa eine Stunde von Lambertheim begann junges, dichtes Gehölz, Ausläufer des erwähnten Waldes, neben der Straße hin zu ziehen, jedoch so, daß zwischen Gehölz und Straße ein Streifen Ackerland von einigen hundert Schritten Breite frei blieb. Auf der rechten Seite der Straße strömte ein breiter und tiefer Bach, dessen dunkles Wasser trägen Laufes dahinfloß. Diese Örtlichkeit, etwa eine halbe Stunde weit in gleicher Beschaffenheit sich erstreckend, hatte der kriegskundige Fürst zum Kampfplatze ausersehen. Der Bach zur Rechten, das dichte Gehölz zur Linken, schützten gegen Umzingelung durch feindliche Übermacht.

Als jetzt in der Ferne Waffen blitzten, hielt der Kaiser zur Stelle und mit ihm der ganze Zug. Die Bischöfe stiegen von den Pferden. Mit hocherhobenen Kreuzen gingen sie langsam voran, den Psalm anstimmend: „Judica, Domine, nocentes me, expugna impugnantes me, — richte, o Herr, jene, die mir Unrecht thun, bekämpfe, die kämpfen wider mich! Ergreife Waffen und Schild, erhebe Dich zur Hilfe für mich!“[45]) — Für die Ritter hatte der Psalmengesang der Bischöfe die Bedeutung eines wirkungsvollen Gebetes und Segens zum bevorstehenden blutigen Ringen.

Nach Vollendung des Psalmengebetes entfaltete Heinrich die Schlachtordnung. In drei Reihen, die vom Bache bis zum Gehölz reichten, stellte er die geharnischten Reiter auf. Sein Knappe übergab ihm Lanze und Schild. Dann ritt er an den Ehrenplatz, den altes Herkommen deutschen Königen anwies, nämlich an die Spitze der Schlachtreihen, — ein Ehrenplatz, der Heinrichs Thatendrang und Heldenmut entsprach; denn bei Belagerungen von Vesten und im dichtesten Schlachtgewühl pflegte er sich den größten Gefahren auszusetzen.[46]) So auch heute. Unmittelbar hinter ihm folgten jene sechs Ritter, welche ihn dermalen bei seiner Fahrt durch das Reich begleiteten, — im Waffenstreit erprobte Degen, unüberwindbare Helden.

Die Bischöfe hatten sich an den Rand des Gehölzes zurückgezogen, wo sie in die Kniee sanken, durch inniges Bitten den Sieg zu erflehen im wagnisvollen Kampfe, sowie Abwendung tödlicher Wunden von dem geweihten Haupte des Reiches.

Aus der Ferne drang Kampfgeschrei und Hörnerschall. In dunklen Massen sah man den Feind ansprengen. Jetzt erhoben die Ritter das „Kyrie eleison!“ — ein kurzes Stoßgebet, das unmittelbar vor der Schlacht zum Himmel gerufen wurde.[47])

Der Kaiser schwang die Lanze und rief mit weithin schallender Stimme: „Wohlan, meine tapferen

Heergesellen, zu Streit und Sieg für Recht und Gesetzlichkeit!"

Die Trompeten schmetterten, die Hörner und Posaunen dröhnten, und in sausendem Rennen stürmten die eisernen Reihen gegen den Feind.

Die Vorbereitungen zum Kampfe waren auf der anderen Seite frei von priesterlichem Segen und Schlachtgebet. Lamberts religiöser Unglaube und verwilderte Sinnesart würden die Befolgung frommer Sitte mit Hohn zurückgewiesen haben. Zum Siege bedurfte er nur seines Armes und seiner Übermacht, und des Sieges war er gewiß. Anfänglich hatten ihm die Streitkräfte des Herzogs Thiedrich einiges Bedenken eingeflößt. Seitdem er aber wußte, daß Thiedrich unbeweglich an der Grenze stehen blieb, um die Unterstützung des Grafen Odo von Champagne zu verhindern, war er seines Erfolges sicher. Auch die feste Stellung des Kaisers entging ihm, sowie der Umstand, daß er von seiner Übermacht keinen Gebrauch machen konnte. Der zögernde Angriff des Feindes brachte ihn sogar auf den Gedanken, Heinrich fürchte seine Übermacht.

„Der Sachse kriecht ja wie eine Schnecke, — das Herz ist ihm beim Anblick unserer Streitkräfte in die Hosen gefallen," rief er höhnisch. „Wir müssen ihm entgegensprengen, sonst ergreift er am Ende gar das Hasenpanier und reißt aus."

Die Edelleute seiner nächsten Umgebung nahmen diese Prahlerei mit Beifallsgelächter auf.

„Vorwärts, — los!“ riefen viele Stimmen. „Tod dem Sachsen! Es lebe die Freiheit! Hoch der Adel und seine Rechte!“

Die Hörner bliesen zum Angriff. Nach wenigen Augenblicken flog das kleine Reiterheer über das Flachland. Von der Vogelperspektive betrachtet, hatte es den Anschein, die anstürmende Masse werde die entgegensprengenden drei Reihen sofort zermalmen oder zerreißen. Thatsächlich erfolgte beim Zusammenstoß ein furchtbares Krachen, indem die langschaftigen Lanzen an Rüstungen und Schilden vielfach zersplitterten. Dichte Staubwolken wirbelten auf und ließen die Wirkungen des Zusammenstoßes nicht sofort erkennen. Dann zeigte es sich, daß die drei Reihen, gleich Mauern von Eisen, unerschüttert blieben. Die vorderen Reihen der feindlichen Schlachtordnung hingegen waren durchbrochen. Wie ein Keil drang Herr Heinrich, an der Spitze der sechs Helden, in den Feind. Seine Lanze, die einen Gegner tot aus dem Sattel geworfen, war zerbrochen. Jetzt griff er zum Schwert, dessen sich alle Ritter beim Nahekampf bedienten. Ein grausiges Schlachten hob an. Lambert erkannte an der kostbaren, mit Gold eingelegten Rüstung den Kaiser, und stürzte wutschnaubend auf ihn los.

„Stirb, Unhold! Stirb, Adelsschinder!“ brüllte er, zum Streiche ausholend.

Heinrich fing mit dem Stahlschild den wuchtigen Streich auf, und im nächsten Augenblick sank Lambert, vom Schwerthiebe des Helden Gero getroffen, aus dem Sattel und verschwand unter den Hufen der Schlachtrosse. Lamberts Fall machte dessen nächste Umgebung zurückweichen, jedoch nur flüchtig. Die nachdrängende Masse zwang zur Fortsetzung des Kampfes. Um nicht thatlose Zuschauer zu sein, hatten die hinteren Reihen eine Umzingelung versucht. Allein das tiefe Gewässer und das Gehölz verhinderten diese Absicht. Ungestüm vordringend, um zum Schlagen zu kommen, verschlimmerten sie die Lage ihrer Kampfgenossen, deren Bewegungen durch das Gedränge gehemmt wurden, so daß manche fast widerstandslos unter die sausenden Ritterschwerter gerieten. Plötzlich erscholl im Rücken der Aufrührer Kampfgeschrei. Herzog Thiedrich, der nach Anweisung des Kaisers den Feind umgangen hatte und mit einer Abteilung seiner Truppen im Walde verborgen gelegen, sprengte von Lambertheim heran und griff den Feind heftig an. Jetzt war das Gefecht bald entschieden. Am Siege verzweifelnd, lösten sich die Reihen der Empörer in wilde Flucht auf. Da sie mit ihren Rossen in das Dickicht des Jungholzes nicht eindringen konnten, so sprangen sie aus den Sätteln und verschwanden im Walde. Andere suchten Rettung durch

Übersetzen des Baches, wobei viele ertranken. Nicht Wenige ergaben sich und wurden gefangen, unter diesen Odos drei Burgvögte, Iko, Dodo und Ekkerich.

Von den Kaiserlichen lagen einige tot, viele waren verwundet.

Bevor Heinrich die Wahlstatt verließ, gebot er das Verbringen der Schwerverwundeten nach dem Kloster. Die Toten wurden an Ort und Stelle begraben.

Die Bischöfe verabschiedeten sich von dem Monarchen und kehrten nach Stella zurück, wo sie am folgenden Tage Egilhard die Abtsweihe erteilten.

Heinrich zog mit der Ritterschar weiter nach Lambertheim, dessen reiche Vorräte an Speisen und Getränken die Krieger labten.

Am Abend bot sich den Lagernden ein fesselndes Schauspiel. Abteilungen der herzoglichen Truppen hatten die wehrlosen Burgen genommen und in Brand gesteckt.[48]) Hohe Feuersäulen stiegen auf den drei Berggipfeln zum Himmel empor, weit in das Land hinaus des Kaisers Strafgericht verkündend, — dem vom Adel gedrückten Volke ein Freudenfeuer, den Gesetzlosen eine schreckende Botschaft des streng und gerecht waltenden Herrschers.

Auch der stolze Graf Odo von Champagne sah die Feuersäulen, den Untergang seiner Bergvesten, für ihn selbst das nahende Gericht meldend.

Obschon milden Sinnes, hilfebereit den Unterdrückten und Armen, ein fürsorgender Vater dem Volke, — war Heinrich II. unbotmäßigen, gesetzlosen Großen gegenüber ein bis zur Härte gerechter Gebieter. Gar oft erschienen aufrührerische, von ihm bezwungene Reichsgroßen barfuß, im Bußgewande, um Gnade flehend vor ihm. Doch selten entließ er sie straflos. Schenkte er ihnen auch das verwirkte Leben, so entsetzte er sie doch gewöhnlich ihrer Würden, übergab sie in längere Haft und zog alle ihre Güter ein. Wie bei ihm hoher Rang begangene Frevel nicht entschuldigte, und vor dem Gesetze alle gleich waren, so milderte auch nicht die große Zahl der Schuldigen sein strenges Gericht.[49]) — So geschah es auch jetzt. Den gefangenen Edelleuten sprach er nach geltendem Recht das Urteil. Sie alle wurden aufgehängt, Odos Vasallen nicht ausgenommen. Lange Zeit hindurch verkündeten diese schauerlichen Baumfrüchte des Kaisers furchtbare Strenge, — unbändiger Wildheit zur Warnung.

Nach alten Satzungen wurden politische Vergehen, wie Untreue, Landesverrat, Empörung gegen den König, Landfriedensbruch und andere Frevel, zugleich mit Konfiskation der Güter bestraft. Die eingezogenen Güter fielen an den Herrscher. So geschah es auch in Lambertheim. Alle von Lambert dem Kloster Stella erpreßten Güter gab Heinrich der Abtei zurück. Das Allod des Gefallenen, ein sehr großes Besitztum von

Ländereien, Wald, Waide, Höfen und deren Hörigen, zerlegte Heinrich in vier Teile, die er an die Bistümer Verdun, Toul, Metz und Straßburg verlieh. Solche Schenkungen geschahen zugleich aus politischen Beweggründen, indem an den Kirchenfürsten die deutschen Herrscher treu ergebene und mächtige Stützen fanden.

Nach Erledigung dieses Gegenstandes traf der Kaiser Vorbereitungen zum Kriegszuge wider den übermütigen Grafen Odo von Champagne.

Wie erwähnt, hatte ihn Heinrich zur Verantwortung gezogen, ob seiner Übergriffe in deutsches Gebiet durch Erbauung von drei Burgen. Auf die ergangene Vorladung hatte der stolze Champagner entgegnet: „Ich bin nicht des Kaisers Vasall und ihm für meine Handlungen nicht verantwortlich.“ Eine solche Abfertigung konnte das Oberhaupt des deutschen Reiches nicht ungestraft hinnehmen. Da ein Krieg mit dem mächtigsten Herrn Frankreichs bedeutender Streitkräfte bedurfte, so hatte Heinrich unverweilt sämtliche Grafen und Äbte in Lothringen und im Elsaß zur schleunigsten Heerfahrt aufgeboten. Bereits am Tage nach dem Siege erschienen die ersten Streithaufen. Obwohl herkömmlich die Aufgebote sich selbst verproviantieren mußten, so hatte Heinrich dennoch, als erfahrener Kriegsherr, in ausgiebiger Weise für Mundvorrat der nächsten Tage gesorgt. Er ließ nicht nur alle Keller und Speicher von Lambertheim ausräumen, sondern auch von den

Höfen Lebensmittel, die nebenbei in Schafen, Ochsen und Rindern bestanden, eintreiben. Mehl, Brot, geräuchertes Fleisch, eingesalzenes und getrocknetes Gemüse wurden auf Wagen verladen, die in langem Zuge dem Heere folgten.

Am dritten Tage vor dem Feste Johannes des Täufers schlug der Kaiser Lager hart an der Grenze der Champagne.

Eine so jähe und gefährliche Wendung hatte Odo nicht vermutet. Er war zum Widerstande gegen die gefürchteten deutschen Ritter nicht gerüstet.

Die damalige Kriegsführung war noch nicht frei von urdeutscher Barbarei. Feindesland wurde vom Sieger völlig ausgeplündert und verwüstet, offene und feste Plätze wurden verbrannt, die Bewohner in Gefangenschaft hinweggeführt.[50]) Die Verwüstung der schönen Champagne abzuwenden, mußte der hochfahrende Graf vor dem Kaiser den stolzen Nacken beugen, um Gnade bitten und Besserung geloben.

Heinrich entließ die Aufgebote nach ihrer Heimat und kehrte mit Bischof Heimo nach Verdun zurück, wo er in feierlicher Weise das Fest des Vorläufers Jesu beging.

Rast und Ruhe gab es jedoch nicht für den Monarchen. Legaten des Papstes erschienen vor ihm, den Schirmvogt der Kirche anrufend um Hilfe gegen die

Sarazenen, welche Italien verwüsteten und Rom bedrohten. Zugleich wurde ihm Kunde, daß einige Reichsgroßen im Begriffe standen, in gegenseitiger Befehdung den Landfrieden zu brechen. „Als unser Kaiser von all dem Nachricht bekam, hielt er im Schwabenlande eine Beratung in betreff der Angelegenheiten des Reiches und fuhr bald darauf bekümmerten Herzens den Rhein hinunter.“ [51])

Beim Abschied übergab der Kaiser dem Abte Richard einen goldenen Kelch.

„Zum Andenken an Bruder Heinrich, den Ihr durch Gehorsamspflicht gezwungen, des Klosters beschauliches Leben und süßen Frieden mit den Mühsalen der Reichsregierung zu vertauschen.“

„Eurer kaiserlichen Hoheit innigen Dank für das kostbare Geschenk!“ erwiderte Richard. „Ich preise Gott und danke meinem Herrn und Kaiser für die Gnade, durch meinen Rat den Vater der Unterdrückten und Armen, den Hirten des Volkes, den Schirmherrn der Kirche, den Retter des Vaterlandes erhalten zu haben.“

Gedemütigt durch die schwere Niederlage des aufständigen Adels, kehrten die meisten ausgewiesenen Mönche in das Kloster zurück, unterwarfen sich der Ordensregel und sühnten das gegebene Ärgernis.

Unter Leitung des gelehrten, frommen und thatkräftigen Abtes Egilhard blühte Stella rasch empor.

Richard von St. Vannus unterstützte ihn durch Überlassung berufstreuer Mönche. Die Schulen wurden wieder geöffnet, regelmäßiger Chor- und Gottesdienst kehrten zurück. Landwirtschaft und Gewerbe wurden eifrig betrieben. Nach Verlauf einiger Jahre waren die letzten traurigen Spuren der adeligen Pfründner verschwunden, die sich als „kaiserliche Stiftsherren" der Abtei und ihrer Einkünfte bemächtigt hatten. Stella verdiente wieder seinen Namen, es war ein leuchtender Stern, ein Paradiesgarten, Segen, Frieden und Glück spendend den Brüdern und der tausendköpfigen Klosterfamilie.

Anmerkungen.

[1]) Thangmari, vita Bernwardi, c. 25.

[2]) „Unsere Herzoge und Grafen machten nicht ohne Mitwissen von Bischöfen viele Anschläge gegen ihn, wozu sie bei Herzog Heinrich von Bayern, seinem Nachfolger, um Hilfe ansuchten. Dieser jedoch, stets dem Kaiser in jeder Beziehung treu, gab ihnen durchaus kein Gehör.“ Thietmari, episcopi Magdeburgens. Chronicon, IV, 30.

[3]) „Hæc — fuit cæteris matronis, quæ apud modernos sunt, longe dissimilis, quarum magna pars membratim inhoneste circumcincta, quod venale habet in se, cunctis amatoribus ostendit aperte. Cumque in his sit abominatio Domini et dedecus sæculi absque omni pudore coram procedit, in spectaculum totius populi.“ Thietmari IV, 41.

[4]) „Regis autem frater erat Bruno, Augustensis sedis episcopus, qui felicibus fratris actibus invidens, multas ei adversitatum injurias, in quantum potuit, inferebat; et ubi per se non poterat, inferentibus se adjungebat.“ Anonymus, acta sanct. apud Bolland. Tom. III, p. 728a.

[5]) Thietmar. VI, 39.

[6]) „Jetzt will ich von Dem zu schreiben beginnen, der durch seinen frommen Sinn, durch seine großen Tugenden alle, die sich je gegen ihn erhoben, gedemütigt und bewogen hat, ihm mit gebogenem Nacken zu huldigen.“ Thietm. IV, 34.

[7]) „Was er als ungeziemend, für den Namen und das Leben der Mönche nachteilig erkannte, wußte er mit dem Grabscheit geistlichen Eifers schleunigst auszurotten. Denn wie geschrieben steht: »Fanget bei dem Heiligtum an«, so ließ er gleich im Anfang den Brüdern die Wahl, sie sollten entweder die Regel des heiligen Benedikt nach Wissen und Können befolgen, oder gehen wohin sie wollten; die Thore ständen offen." Wolfheri, vita Godehardi, 13.

[8]) Der Bischof Thietmar von Merseburg scheint gleichfalls des Monarchen Strenge gegen zuchtlose Klöster zuweilen nicht gebilligt zu haben. Er schreibt: „Auch ist zu bemerken und nicht ohne schweren Seufzer zu berichten, daß das Kloster zu Memleben von der Freiheit zur Knechtschaft gebracht wurde. Denn Reinhold, der Abt dieses Klosters, wurde abgesetzt, die dortigen Brüder weithin verstreut und das Kloster der Kirche und dem Abt zu Hersfeld untergeben." Thietm. VII, 22.

[9]) Seine Gesichtsbildung hat das Missale, welches Heinrich, neben anderen Kostbarkeiten, dem Domschatze in Bamberg schenkte, und das sich jetzt in der Staatsbibliothek zu München befindet, wohl in genauer Wiedergabe der Nachwelt aufbewahrt.

[10]) „Die Krone unvergänglicher Ehre mittelst aller seiner Fahrten und Mühen zu erlangen, ist das einzige Streben unseres Kaisers, und deshalb wurden seine Freunde seine Feinde, weil er mit Recht die Gottlosen haßt." Thietm. VII, 32.

[11]) Hock, Gerbert oder Papst Sylvester II, S. 149.

[12]) „Auch war keine Kunst, die er — Bischof Bernward von Hildesheim — nicht versuchte, wenn er sie auch nicht bis zur Vollkommenheit sich aneignen konnte. Nicht nur in unserm Münster, sondern an verschiedenen Orten richtete er Schreibstuben ein, so daß er eine reichhaltige Bücherssammlung, sowohl göttlicher als philosophischer Schrif-

ten zusammenbrachte. Die Malerei aber und die Skulptur und die Kunst in Metallen zu arbeiten und edle Steine zu fassen, und alles, was er nur Feines in dergleichen Künsten ausdenken konnte, ließ er niemals vernachlässigen. Er führte auch talentvolle, vorzüglich begabte Knaben mit sich an den Hof, oder auf längere Reisen und trieb sie an, sich in allem zu üben, was in irgend einer Kunst als das Würdigste sich darbot. Außerdem beschäftigte er sich mit musivischen Arbeiten zum Schmuck der Fußböden, und verfertigte auch Dachziegel nach eigener Erfindung. Unsere Kirche zierte er mit ausgesuchter glänzender Malerei, sowohl die Wände, als das Getäfel der Decke, daß man statt einer alten Kirche eine neue zu sehen glaubte. Für die feierlichen Umzüge an den Hauptfesten ließ er Evangelienbücher anfertigen, die von Gold und Edelsteinen schimmerten." Thangmari vita Bernwardi, c. 6, 8. — Schlagende Beweise gegen die von Unwissenheit behauptete „Finsternis" des frühen Mittelalters. Von Bernwards Schöpfungen sind noch vorhanden: Drei Evangelienbücher, ein Missale, eine Bibel, ein Buch über Mathematik, mehrere Kelche und kunstvolle Kreuze, zwei kunstreiche Leuchter, die mit Darstellungen aus der heiligen Schrift geschmückten ehernen Flügelthüren am Dom, und die nach dem Muster der Trojanssäule in Rom gegossene Bernwardssäule. Vergl. Schnaase, Kunstgeschichte IV, 2, 462. 70 und 504.

[13]) Über eine Klosteranlage jener Zeit berichtet der Chronist Wolfheri: „Er — Abt Godehard von Altaich — wählte einen waldbewachsenen, einsamen Berg, Helmperesberg genannt, östlich von der Kirche, am Ufer der Schwarza, um dort den Dienst Gottes einzuführen, wie er ihn mit dem Beistande der göttlichen Weisheit angeordnet hatte. Ohne Verzug ließ er Bäume und Dornen ausrotten und verbrennen, ebnete den Berg nach allen Seiten und trug eigenhändig, was kaum zu glauben ist, eben so eifrig wie

die Arbeiter Holz, Steine und Erde wunderbarer und löblicher Weise herzu. Auch eine Burg von schöner Größe und großer Schönheit erbaute er dort in kurzer Zeit und errichtete in derselben eine runde, schön geschmückte Kapelle zu Ehren der heiligen Maria, nebst Gebäuden, in denen sowohl der König als auch Stiftsherren und Mönche wohnen konnten. Alles dies umgab er mit festen und hohen Mauern und legte ringsumher Weinberge, Obstpflanzungen, Gärten und Fischteiche an. Nachdem alles nach Wunsch angeordnet war, versammelte er dort eine Genossenschaft von Kanonikern, die er als ein kluger Verwalter seines Herrn mit geistlicher und leiblicher Erquickung reichlich bedachte." Wolfheri vita Godehardi, 12.

[14]) Das zur Erde Niederwerfen war damals nicht bloß eine Huldigung vor dem Kaiser, sondern überhaupt eine Förmlichkeit des Anstandes und der Ehrerbietung; selbst Vorgesetzte demütigten sich vor Untergebenen durch Kniebeugungen, wie es der Erzbischof von Mainz gegenüber dem Bischof von Hildesheim gethan, welcher Suffragan von Mainz war. „Da sie nun zusammengekommen waren und sich niedergesetzt hatten, um über die oft genannten Angelegenheiten zu beraten, erhob sich der Erzbischof von seinem bischöflichen Stuhle, warf sich unserm Bischof — Godehard von Hildesheim — der gerade dasselbe thun wollte, zu Füßen, und bat ihn mit demütiger Bitte." Wolfheri vita Godehardi, 27.

[15]) Damberger, synchronistische Geschichte der Kirche und Welt im Mittelalter, B. V, S. 844.

[16]) Als geistliche und weltliche Fürsten, sowie Cunigundas Verwandte, das Sterbelager des Kaisers umstanden, faßte er seine Gemahlin bei der Hand und sagte: „Wie ihr sie mir verbunden habt, so gebe ich sie euch zurück, als Jungfrau." Qui cum cerneret imminere sibi mortis diem, citatis ad se parentibus et cognatis beatis-

simæ Imperatricis Chunigundæ nonnullis etiam regni primoribus, manu eam apprehensam illis commendavit hujusmodi verbis memoria dignis: „Hanc ecce, inquit, mihi a vobis, immo per Christum consignatam, ipso Christo Domino nostro, et vobis reconsigno virginem vestram.“ Anonymus, apud Bolland. Tom. III, pag. 731 a.

17) Über Heinrichs II. beglückende Regierung schreibt der Chronist Bebo: „Der Landmann ist vergnügt auf seinem Acker, der Kleriker ist froh in seinem Chore, ein jeder pflegt die ihm durch Gottes Gnade verliehenen Gaben, und unter des Kaisers schützender Obhut hält sich die Armut für reich.“

18) Thietm. VI, 23.

19) Witichindi Annal. II, 26.

20) Gerdes, Gesch. des deutschen Volkes und seiner Kultur, B. I, S. 318.

21) „Nicht lange nachher kam mir ein Brief zu Gesicht, in dem eine Anzahl von achthundert zu St. Stephan gehörige Stiftsleute verzeichnet waren, die ohne Mitwissen ihrer Behörden, aus Hunger und sonstiger Not ihre Heimat verlassen hatten, diejenigen ungerechnet, welche mit Genehmigung derselben ausgewandert waren. Es wäre für die Kirche von Metz besser gewesen, wenn jener Mensch — Bischof Thiedrich von Metz — gar nicht geboren wäre.“ Thietm. VI, 35.

22) Diesem traurigen Überrest aus urdeutscher Heidenzeit, dem Sklavenhandel, wurde auch noch in den Nord- und Ostmarken des Reiches gefröhnt. Auf einem Fürstentage zu Merseburg sagte Kaiser Heinrich, „daß Markgraf Guncelin von Meißen die Familien vieler Leibeigenen, die ihm dies geklagt hätten, an die Juden verkauft, und sich weder auf sein, des Kaisers, Gebot um die Freigebung derselben, noch auch darum bekümmert habe, den Räubereien Einhalt zu thun.“ — Der Kaiser

setzte den Markgrafen ab und übergab ihn dem Bischof Arnulf von Halberstadt zu strenger Haft. Thietm. VI, 36.

[23]) Thietm. VII, 32.

[24]) „Ab hac ergo populosa Germania sæpe innumerabiles captivorum turmæ abductæ merianis populis pretio distrabuntur," berichtet der Chronist über den Sklavenhandel in Deutschland zur Zeit Karl Martels; Paulus Warnes. de gestis Longab. L. I, 1.

[25]) „Darauf gelobte der Kaiser mit erhobenen Händen Gott dem Allmächtigen und allen Anwesenden, so lange er lebe, solchen frevelhaften Menschen — gesetzlosen Fürsten — das Recht des Besitzes und Aufenthaltes im Reiche zu verwehren." Thietm. VII, 5.

[26]) „Nach Magdeburg wurden auf des Kaisers Befehl die Diebe hingebracht und, wenn sie im Zweikampfe unterlagen, dem Stricke überwiesen." Thietm. VII, 37.

[27]) Schon Karl der Große nahm das Kirchengebot der steten Gegenwart der Eucharistie in den Kirchen als strenge Verordnung in seine Kapitularien auf. Ut presbyter semper eucharistiam habeat paratam, ut quando quis infirmaverit, aut parvulus infirmus fuerit, statim eum communicet, ne sine communione moriatur. Capitulare ecclesiasticum anno 809, n. 16.

[28]) Thangmari vita Bernwardi, 13, sq. — Genannte Äbtissin, eine Schwester des Kaisers Otto III., verriegelte sogar ihrem Bischof, dem heiligen Goderhard, das Kloster. „Er — Bischof Goderhard — beschloß, das Gandersheimer Kloster, an dem ihn der Rückweg gerade vorbeiführte, zu besuchen und das, was der Verbesserung bedürfe, so gut als möglich durch die Feier der Messe und freundliche Ermahnungen zu verbessern. Als Sophia dies erfuhr, brachte sie von allen Seiten her so viele Menschen zusammen, als sie nur auftreiben konnte. Diese verschlossen die Thore, besetzten bewaffnet die Türme und stellten sich dem Bischof entgegen. Ihm und den

Seinigen drohten sie den Tod oder die schmählichste Behandlung, und trieben sie gewaltsam zurück. Der Bischof sah allen diesen Beleidigungen zu, vergaß sie aber insoweit es die menschliche Natur zuläßt, begab sich nach Hildenesheim, und überließ es der göttlichen Barmherzigkeit, ihn zu trösten." Wolfheri, vit. Godehardi, 22. — Sophias Widersetzlichkeit entsprang ihrer Ansicht, daß Gandersheim zum Erzbistum Mainz gehöre und nicht zum Bistum Hildesheim, sohin die Bischöfe von Hildesheim über die Abtei keine Jurisdiktion besäßen.

[29]) Auch Mönche anderer Klöster kleideten sich zuweilen in schöne Laientracht, und diese wurde im allgemeinen nicht als Merkmal weltlichen Sinnes betrachtet. „Jede menschliche, dem Herrn wohlgefällige Frucht der Tugend besteht in einem guten Herzen," schreibt Bischof Thietmar von Merseburg. „Aber dieses gute Herz ist bisweilen bei manchen wahrhaft Frommen unter schönem Kleide verborgen und trotz mäßigen Lebensgenusses vorhanden. Was nun aber denen, welche nach Anordnung ihrer Oberen ungewöhnliche Enthaltsamkeit üben und in grober Kutte einhergehen müssen, entzogen wird, wem kommt es zu gute?" Thietm. VI, 15. Der Bischof scheint die Ansicht jener geteilt zu haben, welche Heinrichs Klosterreformen für allzustreng hielten.

[30]) Sohm, die altdeutsche Reichs- und Gerichtsverfassung.

[31]) Selbst unwürdiges Betragen und Wortbruch der Fürsten konnten ihm Thränen erpressen. „Am selbigen Tage wurden wir zum Kaiser beschieden, der uns unter Seufzern und Thränen mitteilte, mit welcher Frechheit Markgraf Wirinhari sein Gelöbnis gebrochen habe." Thietmar. VII, 5.

[32]) Ut servo non credatur, si super dominum suum vel super alium liberum crimen injecerit. Etiamsi in tormentis positus exponat, quod obicit, credi tamen

illi nullo modo oportebit. Benedicti capitularium collectio, apud Migne, n. 146.

[33]) Acta Sanct. ap. Bolland. III Febr. f. 528.

[34]) „Wie er nun allen irgendwie Notleidenden voll Güte ihr Recht werden zu lassen bemüht war, so versuchten Heriman und Theoderich, die nur dem Titel, nicht der That nach Herzoge waren, dies zu verhindern, jedoch vergebens; denn bald erfuhren sie, daß sie dem obersten Vollstrecker der Gerechtigkeit verdientermaßen unterliegen mußten. Der König Heinrich ließ eine Burg des Herzogs, Namens Mulsberg, auf dringendes Ansuchen des ganzen Volkes niederreißen und verbot strenge, sie jemals wieder aufzubauen." Thietm. V, 17.

[35]) „Als Herzog Heriman hörte, wie seine Lande vom König verheert wurden, wollte er sich doch nicht demütigen, sondern, indem er sich leider gegen seinen Herrn und König empörte, griff er die Hauptstadt seines Herzogtums Argentina, welche Straßburg heißt, weil der Bischof der Stadt, Wicelin, ihm zu widerstehen wagte, im Verein mit seinem Schwiegersohne Conrad an, erstieg die Mauern derselben, und nahm den Besiegten alles. Ja die verruchte Rotte der Alemannen drang, — freilich ohne Wissen des Herzogs, — von Raubgier getrieben, ungescheut in die große St. Martinskirche, plünderte den ganzen Schatz derselben, und steckte, was die größte Schandthat war, das Haus des Herrn in Brand. Thietm. V, 7.

[36]) Thietm. VII, 19.

[37]) Heinrich II. pflegte bei Synodalgerichten auch in geistlichen Angelegenheiten den Vollzug der Kirchengesetze zu gebieten. Der Bischof von Merseburg schreibt hierüber: „In einem Synodalgericht, welchem der Kaiser persönlich beiwohnte, verbot er, unter kanonischer und apostolischer Autorität, daß hinfort nicht Ehen widerrechtlicher Art geschlossen und Christen nicht an Heiden verkauft

werden dürften, und befahl, die, welche Gottes Gerechtigkeit verachteten, mit dem geistlichen Schwerte zu treffen." Thietm. VI, 21.

[38]) Damberger, synchron. Gesch. B. V, S. 763.

[39]) Oportet episcopum, in cujus diœcesi cœnobium situm est, monachorum providentiam gerere, et si aliquid correctione dignum reperit, corrigere festinet. Synod. August. anno 962. Tom. II. Concil. Germ. p. 622.

[40]) „Und es entstand in jener Zeit eine schwere Verfolgung gegen die Mönche, da einige Bischöfe behaupteten, sie erachteten es für besser, daß wenige Mönche von rühmlichem Lebenswandel im Kloster wären, als viele träge. So kam es, daß mehrere, der eigenen Schwäche bewußt, das Mönchskleid ablegten und die Klöster verließen, um dem schweren Joche der Bischöfe sich zu entziehen." Witichindi ann. lib. II, 37.

[41]) Concil. Germ. apud Harzheim, Tom. II.

[42]) Wolfheri vita Godehardi, 7.

[43]) Thietm. VI, 6. VI, 32.

[44]) Nos autem, qui reliquimus sæculum, id modis omnibus observare volumus, ut arma spiritualia habeamus, sæcularia dimittamus. Concil. Magunt. anno 813, can. XVII.

[45]) „Dieser Schlacht wohnte der Bischof Ramward von Minden bei, welcher den Kämpfern mit dem Kreuze in der Hand voranschritt, und die Scharen kräftig zum Kampfe ermutigte." Thietm. IV, 20.

[46]) Thietm. VI, 11.

[47]) Diesem „Kyrie eleison" wurde, nach Berichten der Chronisten, eine besondere Kraft zugeschrieben, schon dessen Anstimmen genügte, um die Feinde zu erschrecken und zu verwirren. „Die Königlichen erhoben mit lauter Stimme

das Kyrie eleison; die Feinde aber flohen, alles zurücklassend." Thietm. V, 21.

[48]) Damberger, B. V, S. 877. Gerdes, B. I, S. 318.

[49]) „Nach diesen Thaten suchte der Kaiser in unserem Lande auf das eifrigste das Glück eines erwünschten Zustandes der Ordnung und Sicherheit fest zu begründen, indem er die Urheber aller Schlechtigkeit ausrottete. Darum ließ er den Bruncio, einen bedeutenden Vasallen, von den Slaven aber zwei ihrer vornehmsten Männer, den Boris und den Nezemuiscle, mit den übrigen Anhängern derselben zu Wallersleben aufhängen." Thietmar. VI, 21.

[50]) „Die ganze Landschaft, welche Zlomizi — Meißen — heißt, ward, da sie auf das beste angebaut war, durch Feuer und Schwert und Hinwegführung der Bewohner auf traurige Weise völlig verheert." — „Der König machte einen Einfall in das Milziner Gebiet, und wenn nicht starker Schnee ihn gehindert hätte, so würde jenes Land wüst und menschenleer geworden sein." Thietm. V, 22. — VI, 2.

[51]) Thietm. VIII, 17.

Inhalt.

		Seite
1.	Der Retter des deutschen Reiches	1
2.	In St. Vannus	23
3.	Der Pförtner	57
4.	Schlimme Botschaft	71
5.	Lambert	86
6.	Des Kaisers Gericht	96
7.	Wie der Kaiser reformiert	120
8.	Der Kampf	134
	Anmerkungen	155

Ein Gottesurteil.

Deutsches Kulturbild

aus

dem elften Jahrhundert

von

Konrad von Bolanden.

Regensburg, Rom, New York und Cincinnati.
Druck und Verlag von Friedrich Pustet.
1901.

1. Hillerich.

Im Jahre 1020 erschien zu Bamberg, im Glanze hohenpriesterlicher Würde, umgeben von geistlichen und weltlichen Fürsten Italiens, Papst Benedikt VIII. Dorthin kam er, eingeladen von Kaiser Heinrich II., um die kaiserliche Stiftung des Bistums Bamberg durch apostolischen Segen zu festigen, die Stephans-Basilika einzuweihen, und das Heil der Christenheit mit dem Schirmvogt der Kirche zu beraten.

Unermeßlich war die Volksmenge, teilweise herbeigeströmt aus weiter Ferne, um das erhebende Schauspiel freundschaftlicher Begegnung beider Oberhäupter der Christenheit zu genießen und sich an den kirchlichen Festlichkeiten zu erbauen. Bereits in einiger Entfernung von Bamberg harrte Benedikts eine unabsehbare Prozession, deren bunte Farbenpracht in wehenden Fahnen und Standarten, gekrönt mit weithin leuchtenden goldenen Kreuzen, die Straße des Papstes bezeichnete. Die festliche Kleidung der Volksmenge und

die reichen Trachten der Edelleute wechselten mit kriegerischem Glanze der Ritterschaft, deren blanken Helmen und Rüstungen die Frühlingssonne blendende Lichtströme entlockte. Den Statthalter Gottes auf Erden mit Lobgesängen zu begrüßen, waren in Zwischenräumen vier Chöre gesangeskundiger Mönche der Prozession eingereiht.[1])

Trotz der zahllosen Menge störte kein Lärm die feierliche Stille. Andächtige Stimmung und gespannte Erwartung, den geistlichen Vater der Christenheit, den Nachfolger des Apostels Petrus, den Statthalter Gottes zu sehen, beherrschten die Gemüter der Gläubigen. Als nun Benedikt, ein ehrwürdiger Greis, auf weißem Zelter an der Spitze seines Gefolges nahte, im vollen päpstlichen Ornat eine ehrfurchtgebietende Erscheinung, da sank das Volk in die Kniee und empfing den apostolischen Segen.[2]) Der erste Chor hob zu singen an: Benedictus, qui venit in nomine Domini, — gepriesen sei, der da kommt im Namen des Herrn! Ein Sang, so tief ergreifend und feierlich, so stimmungsvoll andächtig und erhaben, wie ihn nur das religiöse Feingefühl jener glaubensstarken Zeit ersinnen, wie ihn nur trefflich geschulte Mönchstimmen vortragen konnten. Nicht rastend im Segenspenden, ritt Benedikt langsam durch die Reihen, bis ihn Posaunenschall und Jubelgesang des zweiten und dritten Chors begrüßten. Zuletzt empfing ihn der vierte Chor, unmittelbar vor dem

hohen Dom, der mit seinen Kuppeln und vier Türmen in gewaltigen Massen zum Himmel ragte.

In der Vorhalle des Münsters erwartete den Papst der Kaiser, umgeben von zweiundfünfzig Erzbischöfen und Bischöfen, nebst vielen Fürsten, alle in reichen Trachten. Inmitten des glanzstrahlenden Halbkreises stand der Kaiser. Den reichsten Schmuck des Kaiserornats trug er heute, zur Ehrung des Papstes. Von allen Kronen die kostbarste, geziert mit weißen Perlen und buntfarbigem Edelgestein, bedeckte sein Haupt. Der Kaisermantel, ein Prachtgewand vollendeter Kunststickerei, fast überladen mit reinstem Gold, Perlen und Edelsteinen, umhüllte Heinrichs hochragende Gestalt. Sogar die Füße bekleideten goldene Schuhe, durch farbige Steine geschmückt, mit goldenen Spangen befestigt. In der Hand trug er den Scepter, einen langen goldenen Stab, der in goldener Kugel endigte, auf der eine goldene Taube mit Augen aus Edelsteinen saß.[3]) Dennoch mußte die blendende Pracht des Ornats zurückstehen vor Hoheit und Majestät in Haltung und Bewegung des Kaisers. Seine großen, geistreichen Augen, die jetzt auf dem nahenden Papste ruhten, strahlten lichter als das Edelgestein, und vor dem Ausdruck höchsten Machtbewußtseins in seinen Zügen erbleichte des Goldes stolzer Glanz.

Als Benedikt die Stufen zur Vorhalle emporstieg und die dichtgedrängte Menge sah, wie sich die zwei

Häupter der Christenheit umarmten und durch Friedenskuß begrüßten, da brach ein unbeschreiblicher Jubelsturm los. Das Volk, obwohl im allgemeinen ungebildet und roh, erkannte sehr wohl die weittragende, die gesamte katholische Welt beglückende Bedeutung der freundschaftlichen Vereinigung zwischen Kaiser und Papst. Vieltausendstimmige Heilrufe umbrausten den Dom, sich fortsetzend durch alle Straßen, in denen die Leute in dichten Massen standen.

Heinrich faßte die Hand des greisen Benedikt und geleitete ihn ehrerbietig in das Innere des Münsters, während das Volk in dem Preisgesang: „Großer Gott, wir loben Dich!" seinen Jubel zum Himmel emporsandte.[4])

Die folgenden Tage galten den vorgeschriebenen religiösen Verrichtungen. Auf Gründonnerstag weihte der Papst selber die heiligen Öle. Der Gottesdienst am Osterfest wurde mit einer Pracht gefeiert, wie sie nur die Gegenwart des Statthalters Christi ermöglichte. Beim Hochamte assistierten dem Papste der Patriarch Johann von Aquileja und zwölf deutsche Bischöfe, während der Kaiser, nebst den geistlichen und weltlichen Reichsgroßen, in festlichem Gepränge den Altar umgaben. Feierlich und erhebend stimmende Choräle, süßklingende heilige Hymnen — divinis hymnis conora suavitate resonantibus — getragen von Orgelklängen, von Saiten- und Blasinstrumenten

kundiger Musiker, begleiteten die Opferhandlung des celebrierenden Papstes. Auf die Volksmenge brachte die volle Entfaltung des Kultus solche Eindrücke hervor, daß noch in fernen Jahren die Groß- und Urgroßväter ihren Enkelkindern mit Begeisterung von der Osterfeier in Bamberg erzählten.

Nach Verlauf der Festtage saß der Papst einer großen Synode vor, an der auch der Kaiser und die weltlichen Fürsten teilnahmen. Manche heilsame, die Kirchenzucht und Volkswohlfahrt betreffende Beschlüsse wurden gefaßt. Sodann hielt Benedikt eine ergreifende Rede über schwere Drangsale und Gefahren, von den heidnischen Sarazenen und schismatischen Griechen den Katholiken Italiens und der Stadt Rom bereitet. In erschütternder Weise malte er die Grausamkeiten der Schismatiker und Heiden, um schließlich des Kaisers und der Fürsten Hilfe für die gemeinsame Mutter, die heilige Kirche, dringend anzurufen. Die Schilderungen und flehentlichen Vorstellungen des greisen Benedikt erschütterten Kaiser und Fürsten. Sie gelobten, den Feinden der römischen Kirche zeigen zu wollen, daß die mächtige deutsche Nation ihre heilige Mutter kräftig zu schirmen wisse. Eine große Heerfahrt nach Italien wurde beschlossen.

Auf der Rückreise gab Heinrich dem Papste das Geleite bis nach Fulda, wo sie noch einige Tage in trautem Verkehr das Wohl der Christenheit berieten.

Von Begeisterung erglühend für das Reich Gottes auf Erden, sowie eingerissene Mißbräuche und teilweise Entartung des Klerus beklagend, entwarfen sie zusammen Reformvorschläge, welche durch ein allgemeines Konzilium Gesetzeskraft erhalten sollten. Diese Übereinstimmung beider Häupter der Christenheit in erhabenen Zielen, verhieß Glück und Segen für die Allgemeinheit.

Bei dem ewig unvereinbaren, rastlos wirksamen Gegensatz zwischen Licht und Finsternis, zwischen den Mächten des Guten und des Bösen, erscheint es nicht auffallend, wenn gefährliche Anschläge die edlen Absichten von Kaiser und Papst durchkreuzten. Heidnische Rückstände in der christlichen Kulturstufe, verletzter Stolz unbotmäßiger Reichsgroßen, Fehdesucht des Adels, sowie andere niedere Leidenschaften, ertrugen längst mit verbissenem Ingrimm das kräftige Walten des religiös gesinnten Herrschers. Bislang hatte der Kaiser nicht wenige Aufstände und Empörungen unfügsamer Gewaltmenschen mit gewappneter Hand niedergeworfen, die Gesetzlosigkeit unter staatliche Ordnung gezwungen. Eben im Begriffe, die Einleitung zur Heerfahrt über die Alpen zu treffen, mußte Herr Heinrich abermals das Schwert ziehen gegen innere Reichsfeinde. Herzog Bernhard von Sachsen, ein verbitterter Egoist, der niemals seiner Pflicht nachkam, die Nordmarken gegen die Einfälle der Heiden zu schützen, hatte von lange her

im stillen gegen den Kaiser gewühlt. Jetzt erhob er offen die Fahne des Aufruhrs. Im Bunde mit ihm standen die Großen des westlichen Sachsenlandes. Sobald der Kaiser von dieser neuesten Empörung erfuhr, eilte er an der Spitze seiner Getreuen nach den Gebieten des Aufstandes. Dem Herzog entsank der Mut. Er wagte nicht, die geheiligte Majestät des Herrschers und dessen erprobte Helden im Kampfe zu bestehen. Nach der Weser zurückweichend, flüchtete er in den Schutz der unbezwinglichen Schalksburg. Nach kurzen Unterhandlungen unterwarf sich Bernhard. Verzeihung erlangte er durch die Fürbitte der Kaiserin Kunigunde und des Erzbischofs Unwan von Bremen.[5])

Nach Bezwingung der sächsischen Empörer, erließ Heinrich an alle geistlichen und weltlichen Fürsten die Einladung zu einem großen Reichstag in Merseburg. Dort sollte der Zug über die Alpen eingehend besprochen, die Zeit der Abfahrt und der Versammlungsort für das Heer bestimmt werden. Für den Kaiser wurde die Fürstenversammlung zu Merseburg zum glanzvollen Schauspiel seines Ansehens und seiner Machtfülle. Dorthin kamen nicht bloß die deutschen Reichsgroßen, sondern auch Gesandte aller Nationen Europas. Auch fremde Völker hatten Heinrichs rastlose Thätigkeit für Ordnung und Gesittung mit Bewunderung verfolgt. Ein Zustand von Recht und Gesetzlichkeit war an die Stelle unbändiger Willkür und heilloser Verwirrung

getreten. Das Kaisertum hatte wieder seine volle Bedeutung erlangt, durch Ansehen und Macht ein Hort des Friedens und der Sicherheit für ganz Europa zu sein. Allenthalben wurden die glücklichen Erfolge von Heinrichs Herrscherweise sichtbar, indem auch jene Kräfte, welche seither das zerstörende Werk der Fehden, des Raubes und der Gesetzlosigkeit betrieben, den schaffenden Werken friedlicher Zeiten sich ergaben. Daher die Huldigung von ganz Europa für den deutschen Kaiser.

„Was soll ich über die Beglückwünschung des siegreichen Kaisers berichten?" schreibt die Quendlinburger Chronik. „Alle Zonen der Welt beugen sich vor ihm. Er freut sich mit Recht über die Fülle des Ruhmes und triumphiert durch Gottes Beistand über alle Übrigen."

In gleichem Sinne berichtet ein anderer Chronist über den Verlauf der Fürstenversammlung zu Merseburg: „Man darf sagen, von ganz Europa kamen Monarchen dahin, und Gesandtschaften der verschiedensten Nationen nahten mit ehrerbietiger Unterthänigkeit dem kaiserlichen Thron, welcher in beispielloser Glorie strahlte." [6])

Zu Merseburg hatten sich Manche eingefunden, die keine Mitglieder der Fürstenversammlung waren, diese Gelegenheit jedoch benützten, um einen Rechtsspruch oder die Gnade des Kaisers zu erlangen. Hiedurch

wurde Heinrichs Pflichtbewußtsein genötigt, neben den anstrengenden Sitzungen des großen Fürstentages, denen er vorsaß, im Bischofshofe, wo er Herberge genommen, allen jenen Gehör zu schenken, die sein Herrscheramt anriefen. Zu diesen Persönlichkeiten gehörte ein Edelmann, der wiederholt um Audienz nachgesucht, aber stets von dem Comes palatii oder Pfalzgrafen abgewiesen wurde.

Auch heute erschien er wieder im Palas, einer geräumigen Halle des Bischofshofes, wo bereits einige Bittsteller und Rechtsucher versammelt waren, des Augenblickes harrend, vor den Monarchen gerufen zu werden. Der Mann war von hagerer, jedoch kräftiger Gestalt, sein Gesicht bartlos und wetterhart. Seine Kleidung verriet hohen Stand, und die kurze, bis zu den Knieen reichende, durch Silber- und Goldstickerei gezierte Tunika gab Zeugnis von günstigen Vermögensverhältnissen. Nach damals entstehender Mode des mi-parti, war das rechte Beinkleid von roter, das linke von grüner Farbe. Statt der kreuzweis umschnürten Strümpfe gewöhnlicher Leute, trug er an den Füßen ein gewürfeltes Zeug und farbige, schön gewirkte Schuhe. Am ledernen, durch Einlagen von Edelmetall gezierten Gurt hing ein wuchtiges Schwert, dessen Knauf einen goldenen Eberkopf darstellte. Trotz reicher Tracht, regelmäßiger Gesichtsbildung und stattlichen Wuchses, war der Mann keine anziehende Erscheinung. Der fin-

stere Ausdruck seiner Augen, die kalte und hochmütige Haltung, die Härte seines Mienenspiels, der bittere Zug um den fest zusammengekniffenen Mund, waren Merkmale, die jeden Beobachter und Menschenkenner abstießen. So oft der Diener des Primiscrinius, eines Hofbeamten in des Kaisers nächster Umgebung, den Palas betrat und einen der Gegenwärtigen zur Audienz rief, zuckte es wie verletzter Stolz über sein Gesicht, begleitet von grollendem Brummen. Verhaltenen Zornes ertrug er die vermeinte Zurücksetzung, unter den Letzten der Vorgelassenen zu sein. An der Audienz zweifelte er indessen nicht. Die Herzoge Bernhard von Sachsen und Heinrich von Bayern hatten ihm den Weg zum Kaiser geöffnet.

Abermals erschien der Diener.

„Graf Hillerich!"

„Endlich, — höchste Zeit!" murrte der Unheimliche und verließ raschen Schrittes den Palas.

Herr Heinrich saß müde im Lehnsessel. Nach vorausgegangener Tagung mit den Reichsfürsten, sitzt er bereits vier Stunden an dieser Stelle, seines Herrscheramtes in teilweise recht verzwickten und schwierigen Fällen zu warten. Sein Geheimschreiber Aribo, ein gelehrter und rechtskundiger Geistlicher, ehedem Zögling der Domschule in Magdeburg, saß an einem großen, mit Büchern, Pergamentblättern und Schreib-

zeug bedeckten Tisch. Beim Erscheinen Hillerichs verließ er auf des Kaisers Wink das Zimmer.

Die gewöhnliche Milde auf Heinrichs Angesicht wandelte sich in Strenge, und sein lichtes Augenpaar, der Spiegel seines lauteren Herzens und wohlwollenden Gemütes, wurde zwei Feuerflammen, Funken heiligen Zornes dem Eintretenden entgegensprühend.

Ohne ein grüßendes Wort gesprochen zu haben, trat Hillerich wenige Schritte vor den Monarchen und sank huldigend in die Kniee. Diese übliche Huldigungsform jener Zeit vollzog er mit sichtlichem Widerstreben. Wie innerlich ergrimmt über den unabwendbaren Zwang, bog er langsam das Knie, kniff die Lippen erbittert zusammen und senkte tief über die Brust den Kopf, als wolle er Gefühle verbergen, die unwillkürlich in seinen Zügen zum Ausdruck kamen. Unbeweglich und schweigend beharrte er in dieser Haltung.

Auch der Kaiser schwieg. Scharfen Blickes musterte er den Knieenden.

„Die Verstellung fällt Euch schwer," begann in strengem Tone Herr Heinrich. „Für den eidvergessenen, aufrührerischen Grafen ist die Aufgabe hart, jenem zu huldigen, dem man schuldige Treue gebrochen, gegen den von Haß das Herz erglüht. Wozu also diese Heuchelei? Stehet auf! Hinweg mit der Maske! Wozu Euer Wesen verbergen vor dem, der es kennt? Dem Frevler zürnt, den Heuchler verachtet man."

Der Graf erhob sich, stand trotzig und steif, während krampfhaftes Zucken flüchtig sein hartes Gesicht bewegte.

„Ihr habt recht, Herr Kaiser! Der ganze Mann erträgt leichter Ungerechtigkeit, als Verachtung. Meine Kniebeugung vor dem Beherrscher des Reiches war nicht Verstellung des Feiglings, sondern schuldige Beobachtung des Anstandes. Eure Ungnade habe ich nach geltendem Recht verdient, nicht jedoch Eure Verachtung. Fände sich, nach genauer Prüfung, das jetzt geltende Recht als Unrecht, dann müßte auch des Kaisers Ungnade eine Ungerechtigkeit bedeuten gegen einen Mann, der nur gethan, was er für recht hielt."

„Gegen einen Mann, der seit elf Jahren bei keiner Empörung in Bayern und Sachsen fehlte," ergänzte Heinrich.

„Leider! Doch nichts ohne Ursache."

„Treubrecher und andere Frevler wissen stets ihre Verbrechen zu entschuldigen," entgegnete strafenden Tones der Kaiser. „Eurer Tücke und Hinterlist fällt es nicht schwer, mit gleisendem Mantel berechtigter Ursache das scheußliche Gerippe blutigen Aufruhrs herauszuputzen."

„Herr, das ist zu viel gesagt! Erhebt man den Schild, zur Wahrung angestammter Rechte, zum Schutze bedrohter Freiheit, zur Abwehr ungerechter Übergriffe, — so ist man nicht Treubrecher und Empörer, son-

dern Schild und Schwert zur Verteidigung hoher Güter."

Flammende Zornesglut bedeckte Heinrichs Angesicht und drohend blitzten seine Augen auf den kühnen Sprecher. Mit sichtlicher Anstrengung drückte er die jähe Aufwallung nieder und schwieg, bis er Ruhe und Fassung erstritten.

„Ich glaubte, dem deutschen Volke, Adel und Fürsten, ein gerechter Herrscher zu sein, — Ihr findet in mir das Gegenteil. Beweist den schweren Vorwurf. Zeigt mir den gewissenlosen Gewalthaber, — den Unterdrücker gesetzmäßiger Rechte und Freiheiten."

„Nach Eurem Befehl, Herr Kaiser!" erwiderte Hillerich in hochmütigem Trotz. „Das gemeine Volk, die große Masse und die aufstrebenden Städte singen Euch allerdings Preislieder. Genannte Menschenherde rühmt Euch als guten Hirten und fürsorgenden Vater. Wer jedoch auf Unkosten des Adels, der Fürstenschaft und auch der Geistlichkeit, das Volk begünstigt und bereichert, der begeht schweres Unrecht. Mit eiserner Faust drückt Ihr auf den Adel, gestattet ihm keine freie, standesgemäße Bewegung, zwingt ihn unter das botmäßige Joch strengster Zucht und laßt jeden hängen, der nach alten Satzungen adeliger Freiheiten sein Recht mit Schwert und Lanze vertritt. Galgen oder Knechtschaft, — das ist Euer Spruch für den Adel. — Gleichermaßen herrisch und gewaltthätig behandelt Ihr

die Fürsten. Grafen, Markgrafen und Herzogen entzieht Ihr jegliche Machtstellung, — sie sollen nur fügsame Reichsbeamten und des Kaisers botmäßige Diener sein. Darum seit Eurer Herrschaft gährende Unzufriedenheit, Empörungen und Aufstände ohne Ende. Nicht aus Übermut und Fehdesucht entfalten Fürsten die Fahne des Aufruhrs, sondern zur Verteidigung zustehender Rechte und Freiheiten. — Nicht minder unglimpflich behandelt Ihr den Klerus. Bei erledigten Bischofssitzen entzieht Ihr regelmäßig den Domkapiteln das Wahlrecht, wenn sie jene nicht küren, die Euch gefallen. Nach Herkommen besteigen nur Sprößlinge des hohen Adels die Bischofsstühle. Ihr hingegen erhebt Leute niederen Herkommens zu den höchsten Kirchenwürden. Die Mönche zwingt Ihr unter strengste Botmäßigkeit, zu unerhörten Entsagungen, so daß sie in Menge aus den Klöstern flüchten. Daher auch im Klerus Unzufriedenheit, Murren und Gährung ob unerträglicher Gewaltherrschaft. — — Das ist's, Herr Kaiser! Verzeiht meiner Geradheit!"

„Der Verzeihung bedarf es nicht; denn Eure Anklagen empfindet meine Verantwortlichkeit vor Gott als Lobpreisung. Eure Geistesverblendung und Herzensbosheit sieht der Dinge Lauf in falschem Licht. Als ich den Thron bestieg, befand sich das Reich im Zustande der Auflösung, am Rande des Verderbens. Dorthin brachten das Reich eben jene Gesetzlosigkeiten und

Gewaltthaten auf Kosten des Volkes und der öffentlichen Ordnung, die Ihr Standesrechte und Freiheiten von Adel und Fürsten nennt. Griff ich mit harter Faust ein und zwang Zügellose zur Botmäßigkeit unter das Gesetz, so ist das vor Gott und allen guten Leuten mein Verdienst. Ich preise den hohen Himmelsherrn und danke ihm für die glücklichen Erfolge meiner Herrscherweise. Nicht mehr zerklüftet und schwach ist heute das Reich, sondern zur Einheit gefestigt, glorreich und mächtig. Alle Völker Europas beugen sich huldigend vor ihm. Das weltliche Oberhaupt der Christenheit, die Oberhoheit des deutschen Kaisers, ist heute kein leeres Wort, sondern Thatsache. Unsere Städte blühen auf, die Handelswege beleben und erweitern sich, Ackerbau, Gewerbe und schöne Künste machen Fortschritte, das Volk ist zufrieden und glücklich, im Schutze staatlicher Ordnung und Rechtssicherheit leben und arbeiten zu können. — Freilich sind der Unzufriedenen in höheren Ständen nicht wenige, verhaltener Grimm und feindselige, jedoch ohnmächtige Umtriebe nicht selten, — ich weiß und beklage dies und bitte Gott um Wandlung der Argheit in Besserung.[7]) — Genug hievon! Und nun? Was führt Euch hieher?"

„Berechtigte Ansprüche auf entzogene Reichslehen."

„Berechtigte Ansprüche? Das ist doch stark! Wie kann ein verurteilter Aufrührer von berechtigten An-

sprüchen reden? Nicht bloß das Grafenamt und die Reichslehen habt Ihr verwirkt, sondern auch das Leben. Das Fürstengericht verurteilte Euch zum Tode. Einzig meiner Milde habt Ihr Verzeihung und Leben zu danken."

„Ein Leben in Schande und Entehrung ist kein Leben!" sprach finster der Graf.

„Von beiden seid Ihr der Vater, — Ihr allein, sonst niemand!" erwiderte streng Herr Heinrich. „Glimmt noch ein Funken christlichen Sinnes in Euch, dann benützt Euer Dasein auf Erden zur Reue und Büßung Eurer Frevel."

„Wozu Reue und Büßung? Ich weiß mich in keinem Punkte schuldig."

„Solches spricht aus Euch unbändiger Hochmut!" unterbrach ihn zürnend der Monarch. „Ihr wißt Euch nicht schuldig? Beim Treubruch des Herzogs Heinrich von Bayern waret ihr zwischen ihm und dem Polenherzog Boleslav Zwischenträger und Aufhetzer. Bei der Empörung des Herzogs Thietmar, ebenso bei jener der Söhne des Grafen Herimann, waret Ihr die treibende Kraft, die Seele des Aufruhrs. Auch bei der jüngsten Felonie des Herzogs Bernhard habt Ihr insgeheim die Flammen geschürt. Und Ihr wißt Euch nicht schuldig?"

„So gestattet wenigstens, daß ich von Eurer Huld das Grafenamt und die Reichslehen zurückfordere.

Heinrich ist längst wieder Herzog in Bayern, — die Söhne des Grafen Herimann verloren nichts von ihrem Eigen, — Herzog Bernhard blieb in Amt und Macht, weshalb mir allein die Strafe? Herr Kaiser, seid gerecht! Gleiches Maß für gleiche Schuld!"

„An den vierfachen Frevel darf man nicht das gleiche Maß legen, wie an den einfachen, — Ihr seid der vierfache Frevler. Trotzdem blieben Euch die Güter Eures Geschlechtes, — Ihr habt ein sehr reiches Allod. Hiezu kommt noch ein schwerwiegender Umstand. Herzog Heinrich und die Übrigen erschienen vor mir im Bußkleide, barfuß, im Bewußtsein und reuevollen Bekenntnis ihrer Schuld. Ihr hingegen erklärt Euch schuldlos, — erscheint vor mir mit Vorwürfen und Beschuldigungen. Ein Mann von Eurer steifnackigen Bosheit und gesetzlosen Gesinnung ist des Grafenamtes unwürdig. Lebt fortan zurückgezogen auf Euren Gütern. Sühnt durch Bußwerke Eure schuldvolle Vergangenheit."

„Könnte ich doch kriechen und heucheln, — barfuß gehen, — im groben Kittel des reuigen Sünders erscheinen!" stieß Hillerich hohnlächelnd aus. „Nein, um solchen Preis will ich des Kaisers Gnade nicht erkaufen!"

„Hütet Euch, Graf!" sprach drohend Herr Heinrich. „Euch beherrscht ein sehr böser Geist. Seid Ihr nochmals Teilnehmer an Aufruhr und gesetzwidrigen

Umtrieben, dann scheidet Euch strenge Gerechtigkeit vom Leben. — Geht!"

Mit Blicken kochender Wut verließ Hillerich den Bischofshof. Hoch aufgerichtet, äußerlich ruhig, in stolzer Haltung, schritt er durch die Gassen nach seiner Herberge. Aber seine Augen sprühten Haß und wilden Grimm.

„Ha, — Rache — Rache!" murmelte er. „Warte, Zwingherr, warte! Meine Rache soll schrecklich sein. Deine ganze Kaisermacht soll Dich nicht schützen vor Qualen und Höllenpein meiner Rache!"

2. Des Teufels Spiegelfechterei.

Die engen Beziehungen mit dem Kaiserhof von Konstantinopel scheinen auf den Zustand der Sittlichkeit in Deutschland nicht ohne schlimme Folgen geblieben zu sein. Die griechische Kaisertochter Theophanu, Ottos III. Mutter, war eine geistreiche und tugendhafte Frau, aber sie konnte nicht verhüten, daß im Gefolge ihrer heimatlichen Verbindungen griechische Verweichlichung und lockere Sitten teilweise nach Deutschland übertragen wurden.

Unterstützt durch Ottos des Großen Hand, hatte die Kirche gegen Rückstände heidnischer Gewohnheiten auf sittlichem Gebiete mit glücklichen Erfolgen gekämpft. Die Chronisten jener Zeit rühmen tadellose Sitten und Tugendglanz der höchsten Stände. Aber schon unter Ottos II. Herrschaft begann ein merklicher Niedergang. Ottos III. schwächliche Regierung, dazu klägliche Zustände in Rom, welche die Wirksamkeit der Kirche unterbanden und den päpstlichen Stuhl beschimpften, förderten mächtig die Entartung in höhe-

ren Kreisen. Die unbändigen Gelüste urdeutschen Heidentums regten sich wieder. Sogar die Heiligkeit der Ehe wurde vielfach verletzt, jedoch nicht in dem Maße, daß man zur Ausschweifung germanischer Adelinge zurückkehrte, die nach Recht und Herkommen neben der Gemahlin beliebige Nebenfrauen unterhielten. Vor diesem schmachvollen Rückfall bewahrten der christliche Zeitgeist und die Hut der Kirche. Dagegen wurde einem anderen urdeutschen Brauche, nämlich dem Frauenraube, nicht selten gehuldigt.[8]) Bischof Thietmar von Merseburg, ein geborener Graf von Walbek, erzählt, daß auch seine Brüder dabei gewesen, um eine fürstliche Jungfrau gewaltthätig aus dem Kloster Quendlinburg zu entführen.[9]) Derselbe Geschichtschreiber beklagt tief die Abnahme keuschen Sinnes. „Das göttliche Gesetz befiehlt," schreibt er, „eine Ehebrecherin zu steinigen, und die Sitte unserer Väter verlangte ihre Enthauptung. In unseren Tagen aber, in denen die Freiheit zu sündigen mehr, als jemals, ganz schrankenlos herrscht, treiben außer der Menge verführter Mädchen selbst noch gar manche verheiratete Frauen, denen geile Lust den verderblichen Kitzel anreizt, Ehebruch, und zwar noch zu Lebzeiten ihres Mannes. Und damit nicht zufrieden, überliefert manche noch, indem sie ihren Buhlen heimlich dazu antreibt, ihren Ehemann der Hand des Mörders, den sie darauf, — ein schlechtes Beispiel für die übrigen, — öffentlich zu sich nimmt

und mit ihm, — wie schändlich! — nach vollem Belieben buhlt."[10])

Kaiser Heinrich II. belegte mit scharfen Strafen sittliche Vergehen. Seine Strenge in dieser Hinsicht war nicht zuletzt ein Grund zum Mißvergnügen vieler. Persönlich sittenrein, begeistert für geistige Hoheit, von einer im Glanze der Heiligkeit strahlenden Seele belebt und getragen, besaß er gegen den Schmutz der Unsittlichkeit ein bis zur Empörung empfindsames Gemüt. Und gerade in diesem Punkte sollte er durch die Tücke eines Ruchlosen die bitterste Erfahrung machen, und tödlich getroffen werden.

Augsburg war der Sammelplatz des Heeres zu Heinrichs dritter Fahrt nach Italien. Mitte November 1021 brach er auf, überstieg den Brennerpaß und gelangte schon am 6. Dezember nach Verona. Alle deutschen Stämme waren bei der Heerfahrt vertreten, nur die Sachsen kaum. Sie sollten die Nord- und Ostmarken gegen Einbrüche der Slavenvölker schützen.

Kaiserin Kunigunde hatte des Reiches wahrzunehmen.[11]) Der Einfluß dieser bedeutenden Frau auf den Gang der Dinge war nicht gering. Häufig vermittelte sie klugen Sinnes zwischen der Strenge des Kaisers und rebellischen Fürsten. Selbst Truppenkörper, zur Abwehr feindlicher Angriffe, verstand sie, in Abwesenheit des Gemahls, geschickt zu leiten.[12])

Nachdem sie im Laufe des Jahres 1022 in landesmütterlicher Fürsorge südliche und westliche Reichsteile besucht, kam sie im Spätsommer nach Sachsen. Auf dem Königshofe Strelitzi, zwischen Magdeburg und Meißen, wollte sie von anstrengender Thätigkeit ausruhen und dort weilen, bis zur Ankunft des Kaisers aus Italien.

Zu den wertvollsten Krondomänen gehörten die Königshöfe, deren Heinrich II. in Sachsen allein über zwanzig besaß. Strelitzi war ein ausgedehnter Besitz. Der Königshof hatte sich zum Dorfe erweitert, bewohnt von Liten, Kolonen und Knechten, welche unter Aufsicht des kaiserlichen Meiers die Bewirtschaftung der Krongüter betrieben. Außerhalb des Dorfes, auf mäßiger Bodenerhöhung, lag in malerischer Umgebung des Kaisers stattliches Wohnhaus, Palatium oder Pfalz genannt. Wohlgepflegte Gartenanlagen umgaben von drei Seiten den Herrensitz, einen zweistöckigen, langgestreckten Steinbau. Auf der vierten Seite dehnte sich ein geräumiger Hof, zu dem vom Dorfe her eine gutgehaltene Straße führte. Zu bestimmten Tagesstunden wurde der sonst einsame Hof von Menschen belebt, die von Nah und Ferne kamen, in den mannigfaltigsten Nöten und Bedrängnissen die Hilfe der Kaiserin zu erbitten. Abgesehen von diesen pünktlich eingehaltenen Audienzstunden, lag die Pfalz im Frieden ländlicher Stille. Kunigundes Neigung für Zurückgezogenheit

und fromme Beschaulichkeit widerstrebte geräuschvollem Hofleben. Nur mit Überwindung unterwarf sie sich dem Zwang, bei feierlichen Gelegenheiten an der Seite ihres Gemahls im Glanze der Kaiserin zu erscheinen. Gegenwärtig genügte ihrer Anspruchslosigkeit die notwendigste Dienerschaft.

Kurze Zeit nach Kunigundes Ankunft tauchte im Hofe der Pfalz eine eigentümliche Persönlichkeit auf. Der Mann, in der Tracht fahrender Krämer, trug einen Holzkasten, der in verschiedenen Fächern in Holz und Elfenbein geschnitzte, teilweise wertvolle Heiligenfiguren enthielt. Sobald in der Frühe das Thor geöffnet wurde, betrat er den Hof, ließ sich bescheiden auf einer Bank neben dem Eingang nieder, und stellte den geöffneten Kasten vor sich auf einen Tisch. Dies that er mit ausdrücklicher Erlaubnis der Kaiserin, deren religiösen Sinn die Verbreitung von Heiligenbildern erfreute. Der Krämer machte gute Geschäfte. Viele ankommende Fremde kauften die hübschen Figuren, nach Versicherung des Mannes von kunstfertigen Mönchen verschiedener Klöster geschnitzt.

Genaue Beobachter würden bald entdeckt haben, daß keineswegs geschäftliche Interessen den regelmäßigen Besucher des Hofes hieher führten. Mit beharrlicher Aufmerksamkeit erspähte er alle Vorgänge in der Pfalz, namentlich suchte er die Tagesordnung der Kaiserin zu erforschen. Bald wußte er, wo sich Kunigunde zu

jeder Tagesstunde befand und was sie that. Jene Beschäftigungen im Inneren des Schlosses, die seiner Beobachtung entgingen, erfuhr er von dem redseligen Thürhüter Geddo, dem er durch Geschenke vertraut geworden. Bedeutend stieg der Fremde in Geddos Achtung, nachdem die Kaiserin den Inhalt des Kastens betrachtet, belobt und mehrere Elfenbeinfiguren gekauft hatte. Saß jedoch der Krämer unbeachtet auf der Bank, dann erschienen Ausdrücke glühenden Hasses auf seinem Gesicht, dessen struppiger Vollbart die Züge des Grafen Hillerich auch jenen verhüllte, die ihn kannten.

„So muß es gehen, — es naht die Stunde der Rache!“ murmelte er eines Tages. „Ha, — Rache, — süße Rache! Warte, Kaiser, Dir will ich eine Todeswunde schlagen, daran Du verbluten wirst!“

Am nächsten Morgen blieb die Bank am Thor unbesetzt.

Nach einigen Tagen kehrte der Krämer zurück.

„Ah, da bist Du wieder! Wohin warst Du so jählings entwichen?“ forschte Geddo, der Thürhüter.

„Mein ganzer Vorrat war verkauft. Darum ging ich nach den Klöstern, neue Kunstgebilde von den frommen Vätern zu erwerben. Da, sieh her! Kann es schönere Heilige geben? Guck, dies prächtige Liebfrauenbild habe ich für Dich mitgebracht!“

„Ach, wie hübsch! Viel Dank, bester Chuno, viel Dank! Ach, wie herrlich, — gar von Elfenbein!

Unserer Gebieterin will ich's zeigen, sobald sie aus der Kapelle kommt."

„Kapelle? Hat unsere Herrin eine Kapelle in der Pfalz?"

„Eigentlich ist's keine Kapelle, — genau betrachtet, ist's aber doch eine Kapelle, dieweilen ein Altar, Betschemel, fromme Bücher und Heiligenbilder die Kapelle ausmachen," antwortete mit wichtiger Miene der Thürhüter. „Siehst Du dort jene Stiege, die vom Hof zu dem offenen Holzgang emporführt? Nun ja, der Holzgang steht in Verbindung mit jenem Söller an der Ecke, und der Söller liegt vor der Schlafkammer unserer Herrin."

„Demnach kann man vom Hofe durch jenen Gang in den Söller und von dort in das Schlafgemach der Kaiserin gelangen?"

„So ist's! Doch selten benützt unsere Gebieterin den Holzgang. Sie verläßt gewöhnlich ihre Schlafkammer durch Thüren, die in das Innere der Pfalz führen."

„Jetzt redest Du von der Schlafkammer, — wo bleibt die Kapelle?"

„Je nun, die Schlafkammer ist die Kapelle, oder vielmehr, die Kapelle ist die Schlafkammer. Jeder Mensch, welcher dorthin kommt, — was sieht er? Einen gar hübschen Altar, heilige Bilder, viel größer

als die Deinigen, und andere andächtige Sachen. Er wird also darauf schwören, in einer Kapelle zu sein. Von der Schlafkammer sieht er gar nichts, weil diese von dem heiligen Ort durch einen sehr langen und breiten Vorhang abgeschlossen ist."

„Höchst verwunderlich und seltsam!"

„Weder seltsam, noch verwunderlich, sondern ganz natürlich. Unsere hohe Herrin ist eine gar frommsinnige Frau, nächtlicherweile mehr in der Kapelle, als in ihrer Schlafkammer. Und jeden Tag, wenn sie aus der Pfarrkirche von der Frühmesse zurückkehrt, setzt sie stundenlang in der Kapelle ihre Andacht fort. Ich sage Dir, Chuno, unsere Kaiserin ist eine Heilige!"

„Bin gleichen Bedünkens. Wenige Frauen im Reiche mögen ihr gleichen. Wer, sozusagen, in einer Kapelle schläft, stets mit Gott und seinen Heiligen verkehrt, der muß glänzen durch Milde und Barmherzigkeit."

„Gut gesagt, Chuno, sehr gut! Doch jetzt muß ich auf meinen Posten. Ich sehe schon Leute die Straße herauf kommen, die zu ungelegener Stunde um Gehör bitten, dieweilen noch lange nicht Vesperzeit ist."

Geddo schritt über den Hof nach dem Eingang des Palastes.

Der verkappte Graf Hillerich betrachtete den Aufstieg zum Korridor und Söller. Wie feindseliger Anschlag glitzerte es in seinen Augen.

„Dies ändert meinen Plan, — oder vielmehr, die Schlafkammerkapelle begünstigt das Gelingen meiner Rache," sagte er vor sich hin. „Der hübsche Vogel im Schlafgemach von Heinrichs Weib fördert mächtig der Leute schlimmsten Verdacht. Kunigunde genießt zwar guten Leumund, — aber sie ist eine junge, hübsche Frau, — der Gemahl in weiter Ferne, — der Geist zwar willig, doch schwach das Fleisch, — und weil die Welt viel lieber das Schlechte glaubt, wie das Rechte, so ist's gerade kein Kunststück, aus der keuschen Susanna eine buhlerische Herodias zu machen. So wird mein Racheplan gelingen und Heinrich ersticken an Schimpf und Schmach seiner Hälfte."

Immer häßlicher verzerrte glühende Rachgier sein Gesicht.

„Heute kommt der bildschöne, die Sinne berückende Hildeward. Bevor ich den buntgefiederten Edelfalken auf die Taube Kunigunde stoßen lasse, muß ich ihn genau abrichten, — also fort zur Herberge!"

Er schloß seinen Kasten, legte den Tragriemen um die Schulter und verließ den Hof.

Wie alltäglich kehrte die Kaiserin zur bestimmten Stunde von dem nahen Dorfe aus der Frühmesse

zurück. Ihrer Gewohnheit gemäß ging sie nach der Kemenate, ihrer Neigung für Beschaulichkeit und fromme Lesung folgend. Die Kemenate, so genannt von dem massiven Kamin, war damals in allen Burgen und Palästen das Frauenzimmer und der Schloßherrin Schlafgemach.[13]) Kunigundes Kemenate war ein Saal, durch kunstvoll gestickten, von der Decke bis zum Fußboden reichenden Teppich in zwei Abteilungen geschieden. Den vorderen und größeren Teil hatte die Fürstin nach ihren religiösen Bedürfnissen eingerichtet. Ein kleiner Hausaltar, überragt von goldenem Kreuz, mit einem in Elfenbein geschnitzten Christuskörper, bestellt mit silbernen Leuchtern und Heiligenfiguren, sowie mit lebendigen Blumen in kostbaren Vasen, bildete den hervorragenden Teil der ganzen Einrichtung. Vor dem Altare stand ein Betstuhl aus Eichenholz, an den Seitenteilen durch geschmackvolles, sorgfältig durchgeführtes Pflanzenwerk geschmückt. Dagegen fehlte auf der Kniebank das Polster, wohl in der Absicht, langes Knieen auf hartem Brett mit empfindlicher Abtötung zu verbinden. Auf dem Gestell an der Wand lagen kostbare Bücher. Der Heliand und andere Erbauungsschriften hatten Decken von Elfenbein, mit eingelegten Perlen und Goldplättchen. Der Text war in meisterhafter Schönschrift ausgeführt, die Pergamentblätter sinnvoll durch reiche Ornamentik geziert. Eine Wandbank, mehrere Stühle und ein Tisch vollendeten die

Ausstattung. Kein Schmuckgegenstand oder Kleidungsstück kennzeichneten das Frauenzimmer. Alles hieher Bezügliche war nach der Abteilung hinter dem Vorhang verwiesen. Besonderen Reiz verliehen dem andächtigen Raum die gemalten runden Scheiben der drei Fenster, indem die einfallenden Sonnenstrahlen buntfarbige Lichtgebilde auf Boden und Wände warfen.

Kunigunde saß dem Söller gegenüber, versenkt in die Lektüre eines vor ihr liegenden Buches. Die äußere Erscheinung der Fürstin ließ nicht vermuten, daß sie bereits das vierzigste Lebensjahr überschritten. Blühend war ihre Gesichtsfarbe, ungewöhnlich der Glanz ihrer Augen und schön die Bildung ihrer Züge. Ein Hauch jungfräulicher Anmut umfloß wie lichtes Gewand ihre ganze Erscheinung, Ehrfurcht und Bewunderung erweckend. Eben faltete sie die Hände und hob den Blick himmelwärts, wohl infolge kräftig anregender Gedanken der Lesung. Da wurde sie in frommer Beschaulichkeit jählings gestört.

Langsam und geräuschlos öffnete sich die Thüre nach dem Söller. Unter dem Eingang erschien ein Jüngling von überraschender Schönheit. Noch erhöht wurden Feinheit und Ebenmaß seiner Züge durch den gewinnenden Ausdruck von Unschuld und kindlicher Einfalt. Die verbrämte Tunika, das bis auf die Schultern herabwallende Lockenhaar, die zierliche Fuß-

bekleidung, sowie Anstand und Sicherheit seines Benehmens, verrieten hohe Abkunft.

Mit größter Überraschung betrachtete Kunigunde die glänzende Erscheinung, dermaßen gefesselt durch deren Anblick, daß sie unbeweglich und erwartungsvoll sitzen blieb. Der Jüngling trat einige Schritte näher, sank in die Kniee und faltete bittend seine Hände vor der Brust, während seine Augen kindlich vertrauend auf der Kaiserin ruhten.

„Hohe Herrin, verzeiht, wenn ich, um Hilfe und Rettung Eure Milde anflehend, vor Eurem Angesicht erscheine!" begann er mit bewegter Stimme. „Mein Vater ist geächtet. Meine liebe Mutter verzehrt darob bitterer Gram, und ich weiß keinen Ausweg aus Herzeleid und Not, als nur bei Gott und seiner getreuen Magd, der barmherzig waltenden Kaiserin Kunigunde."

Die Naivität dieser Anrede lockte gütiges, fast schelmisches Lächeln auf das Angesicht der Fürstin, während sich die Augen des hochgewachsenen Knaben mit Thränen füllten.

„Weine nicht und vertraue!" unterbrach sie das flüchtige Schweigen. „Zunächst stelle Dich auf Deine Füße und stehe mir Rede. — Woher und wessen Sohn bist Du?"

„Ich bin Hildeward, der einzige Sohn des Grafen Thiedold, dessen Güter im Bistum Meißen lagen, unweit der Grenzmarken Böhmens."

„Wie kommst Du in meine Kemenate? Weißt Du nicht, daß erst zur Vesperzeit Hilfesuchende Gehör finden?"

„Um gnädige Vergebung, — dies war mir unbekannt! Der Nachsicht meiner mildherzigen Gebieterin will ich sagen, wie und warum ich hieher kam. Zuerst das Cur; denn in der rhetorischen Formel kommt das Cur vor dem Quomodo."

Nach dieser Einleitung, verwunderlich klingend in Kunigundes Ohren, legte sich tiefe Trauer über Hildewards Gesicht, indem er fortfuhr: „Die Nachbarschaft Böhmens nötigte meinen Vater, mit dem Beherrscher jenes Landes in Freundschaft zu leben. Als der mächtige Polenherzog Boleslav sich Böhmen unterworfen, trat mit ihm mein Vater in nähere Beziehung. Des Herzogs Stärke in listigen Anschlägen ist noch größer, als seine Waffenmacht. Er umstrickte meinen Vater, zog ihn ab von schuldiger Treue gegen Kaiser und Reich. Im letzten Kriege Boleslavs war mein Vater dessen Waffengenosse und kämpfte, von dem arglistigen Mann bethört, gegen das Reich. Dies geschah vor vier Jahren. Unser Heldenkaiser bezwang die Polen. Mein Vater, durch ein Fürstengericht verurteilt, mußte in die Verbannung gehen. Alle unsere Güter wurden eingezogen, mit Ausnahme eines Hofes mit sechs Eigenleuten, von der Milde des Kaisers meiner unglücklichen Mutter geschenkt. Seit vier Jahren weint und trauert meine arme Mutter in Verlassenheit und Notdurft,

verzehrt von Liebe und Sehnsucht nach ihrem verbannten Gemahl. Ich selbst wurde in das Unglück hineingezogen. Ich mußte den Bischofshof in Meißen verlassen und heimkehren, als letzte schwache Stütze meiner lieben Mutter und meiner drei Schwestern. — Da kam jüngst zu uns ein Lehensmann des Grafen Hillerich. Dieser riet uns, die Gnade Eurer kaiserlichen Hoheit anzurufen. Er sagte, weil der Kaiser jenseits der Alpen in Wälschland seines Amtes walte, so liege die Herrschaft im Reiche diesseits der Alpen ganz in der Hand der Kaiserin. Fasset Mut, sagte er, die Kaiserin ist eine hochgefeierte, mildherzige Frau. Wendet euch an der frommsinnigen Kunigunde Gnade, auf daß sie die harte Strafe mildere und dem Verbannten die Rückkehr gestatte. — So riet der biedere Lehensmann des Grafen Hillerich. Auch ein Pferd lieh er mir und einen berittenen Knecht, in dessen Geleit ich gestern nach Strelitzi kam. — Dies ist der Grund meiner Fahrt hieher. — Adeligste Kaiserin, ich bitte inniglich, übet Barmherzigkeit! Eure Großmut gedenke nicht der Sünde meines verblendeten Vaters. Eure Güte schenke Verzeihung und stille gnädig die Thränenflut meiner armen Mutter!" schloß er, faltete die Hände und sah, in der Gemütsbewegung eines weinenden Kindes die Fürstin flehend an.

Kunigunde saß ernst und schweigend. So weit sich auch ihr mildes Frauenherz der Bitte öffnen, so

geneigt sie auch dem lichten Wesen des Fürsprechers sein mochte, dennoch beharrte sie in strenger Würde der Herrscherin.

„Den ersten Teil meiner Frage hast Du beantwortet, nämlich das Cur, den Grund Deiner Fahrt," sprach sie. „Nun erkläre mir das Quomodo, nämlich Dein Erscheinen in meiner Kemenate."

„Ich folgte dem klugen Rat eines frommen Mannes. Gestern gesellte er sich zu mir in der Herberge. Viele Teilnahme bewies er mir, und ich erzählte ihm den Zweck meiner Reise. Darauf sagte er: »Ich will Euch weisen und raten, wie Ihr zur Gnade der Kaiserin den Weg findet. Unsere Gebieterin geht jeden Morgen in die Pfarrkirche zur Frühmesse. Nach ihrer Rückkehr in die Pfalz, betet sie noch lange in ihrer Kapelle. Dies ist die beste Zeit zum Gedeihen Eures Anliegens. Wer vor Gottes Angesicht hilfsbedürftig kniet, um Vergebung begangener Fehler fleht, sowie um Gnadenbeistand des hohen Himmelsherrn, der ist auch in solcher Stunde zur Nächstenliebe und Barmherzigkeit geneigt. Tretet Ihr also vor die Kaiserin, wenn sie in solcher Gemütsstimmung sich befindet, dann wird sie nach Gottes Wort handeln: Seid barmherzig, auf daß auch euch Barmherzigkeit widerfahre! Ihr werdet huldvolles Gehör finden und Gewährung Eurer Bitte. Wie Ihr in die Kapelle gelangt, werde ich morgen Euch zeigen.« — So sprach der Mann,

ein fahrender Krämer, Chuno geheißen. Er hielt Wort, geleitete mich hieher und zeigte mir den Weg zur Kapelle."

„Chuno riet nach der Eingebung seines frommen Gemütes, ohne der Verantwortlichkeit der Kaiserin zu gedenken," erwiderte Kunigunde. „Die kindliche Liebe zu Deinen Eltern verdient Lob und auch der geschickte Vortrag Deines Anliegens. — Du bist am Bischofshof zu Meißen gebildet und erzogen worden?"

„Ja, ehrwürdige Herrin! Mit sieben Jahren kam ich in die Domschule, wo ich im Laufe von acht Jahren in den freien Künsten unterrichtet wurde. Der selige Bischof Eged, ein heiliger Greis, liebte mich väterlich, und hatte für meine Fortschritte in den Wissenschaften gar viele Teilnahme. Oft weilte ich um ihn zur Dienstleistung. Meinen Psalmengesang hörte er gerne, rühmte auch meine glockenhelle Stimme. Als er sterbend lag, sang ich ihm unter Thränen auf sein Geheiß den Psalm: Miserere mei Deus secundum magnam misericordiam tuam, — erbarme dich meiner, o Gott, nach deiner großen Barmherzigkeit! Da verklärten sich beim Psalmengebet seine Züge, er blickte himmelwärts, seine heilige Seele entwich von der Erde und ging ein zur ewigen Wonne.[14]) Seine leibliche Hülle atmete solche Wohlgerüche, daß von den lieblichsten Düften das ganze Haus erfüllt wurde. Sein

Leib war eine Wohnstätte des heiligen Geistes, darum strömte er solche Wohlgerüche aus.“ [15])

Bestätigend nickte die Kaiserin.

„Unsere Zeit verdankt Gottes Güte heilige Männer, wie Bernward und Godehard von Hildesheim, Meinwerk von Paderborn, Eged von Meißen und manche andere. — Demnach kennst Du Egeds Lebensgewohnheiten genau?“

„O ja, und auch seinen ganzen Lebensgang,“ erwiderte er, und das lebhafteste Interesse der Fürstin bewog ihn, Wesen und Walten des Bischofs zu schildern. „Eged war von hoher Geburt, reich an Gütern, achtete jedoch in seinem schlichten, selbstlosen Sinn dies alles für nichts. Vor seiner Bischofsweihe lebte er zu Magdeburg mit den anderen geistlichen Brüdern der Regel gemäß und gar preiswürdig. Als er darnach in der Erlangung frommer Herden als Seelenhirt höher stieg, ahmte er aus allen Kräften das Leben der Apostel nach. Niemals trug er ein Hemd oder eine Hose, als nur, wenn er Messe las, welches letztere er deswegen häufig aussetzte, weil er sich dazu für unwürdig hielt. Wie er die Rauhigkeit des Winters ertrug, bewunderten alle. Häufig lag er ohnmächtig, und die Kämmerer hatten Mühe, in der Badstube ihn wieder zu beleben. Auch mit Fasten setzte er seinem Körper sehr stark zu, und man sah ihn häufiger barfuß gehen, als reiten. So oft er, wenn er mit seinen

Gefährten weit im Sprengel umher wanderte, bemerkte, daß ihnen die Lebensmittel ausgingen, oder daß sonst ein Unfall drohte, so sagte er Gott ein Dankgebet und hieß alle dasselbe thun. Durch unermüdliches Predigen, Taufen und Firmen war er nicht nur für seine Kirche, sondern auch für sehr viele andere thätig, denen er als Hirt nicht pflichtig war. Salböl und Geistliche weihte er selten, aber Gotteshäuser gern und zwar häufig ohne Messe; denn seine Augen wurden wegen eines beständigen Thränengusses schon dunkel. So lebte er über dreiundzwanzig Jahre in unsäglicher Arbeit. Sein Ende sagte er voraus. Graf Heriman ließ ihn vor dem Altare der Hauptkirche in Meißen begraben, in der Hoffnung, daß der ihm von Gott bereitete Ort durch seine Fürbitte gefördert werde." [16])

„Deine Erzählung bestätigt, was ich über Eged wußte, — er war ein treuer Knecht Gottes, — ein guter Hirt seiner Herde, — ein bescheidener, anspruchsloser Mann."

„Mir sollte er Muster und Vorbild sein im geistlichen Leben, — das ist nun vorbei!" sagte Hildeward traurig. „Niemals darf ich ein Ritter Christi werden, streitend in der Rüstung des Glaubens, mit den Waffen des Gebetes, der Wissenschaft und Tugend wider alle Feinde des Lichtes. Das Unglück verpflichtet mich zur Hut und Stütze meiner lieben Mutter und Schwestern."

„Wer weiß, — vielleicht gelangst Du dennoch zur Ritterschaft Christi," versetzte lächelnd die Kaiserin. „Das Reich Gottes auf Erden bedarf kühner Helden und tapferer Degen, zu kämpfen wider die Argheit der Welt. — Ist Deines Vaters Begnadigung möglich, dann werde ich Deine Bitte erfüllen. Da mir jedoch der verlaufene Rechtsgang unbekannt, so ist notwendig, zuvor meine Räte zu befragen. Für heute gehe in Frieden," schloß sie mit verabschiedender Handbewegung.

Hildeward kniete nieder, verbeugte sich und verschwand.

Während der Jüngling in der Kemenate weilte, saß Hillerich erwartungsvoll auf der Bank vor seinem Kasten. Wie alltäglich in den Morgenstunden, lag der Hof still und öde, nichts störte die gewöhnliche Andacht der Kaiserin. Kaum vernehmbares Geräusch kam zuweilen aus dem Inneren der Pfalz, wohl aus jenen Räumen, in denen das Burggesinde thätig war. Als Geddo, der Thürhüter, unter dem Eingang des Schlosses erschien und über den Hof spähte, winkte ihn der Krämer heran.

„Jetzt will ich den ersten Giftsamen ausstreuen, der aufgehen und wachsen soll zu Todesäpfeln für den Kaiser, — süße Rache!" murmelte er, indes Geddo herankam. „Gestatte mir eine Frage, trauter Freund!

Wie alt ist die Bekanntschaft unserer Gebieterin Kunigunde mit dem hübschen, jungen Herrn?"

Der Thürhüter sah den Fragenden befremdet an.

„Kunigunde — Bekanntschaft — hübscher, junger Herr? Was soll dies alles heißen? Ich verstehe nicht, was Du meinst."

„Nichts für ungut, lieber Geddo, — nichts für ungut! Mir darfst Du vertrauen, — ich kann schweigen. Außerdem finde ich just keine Missethat darin, wenn eine noch junge Frau, bei langer Abwesenheit ihres Gemahls, sich gern unterhält mit einem minniglichen Knaben!"

„Ei, Chuno, bist Du verrückt? Ich will keinen Teil am Himmelreich haben, wenn ich Deiner Rede Sinn verstehe!"

„Auch gut, redlicher Knecht unserer Gebieterin!" versetzte tückisch lächelnd der Krämer. „Willst Du mir von Bekanntschaft und heimlichem Verkehr Kunigundes nichts melden, so kannst Du mir doch wenigstens sagen, wer jener Glückliche ist, dem unsere Kaiserin ihr Huld schenkt."

„Jener Glückliche, — welcher Glückliche?"

„Nun ja, ebenderselbe, der bereits über eine Stunde bei Kunigunde in deren Schlafkammer weilt."

„Donnerwetter, — Chuno, rede nicht Unglimpfliches!"

„Die Wahrheit rede ich! Vor einer Stunde, oder mehr, ging der maßlos schöne Jüngling über den Hof, stieg dort die Treppe empor, durchschritt den Gang und verschwand in dem Söller, von dem Du gesagt, er liege vor Kunigundes Schlafkammer. Was ich mit meinen Augen gesehen, soll mir kein Mensch bestreiten."

Geddo stand sprachlos, sah bald nach dem Söller, bald musterte er prüfend den Krämer, ob dieser etwa plötzlich irrsinnig geworden.

„Du bist verwundert, — glaubst mir nicht," fing Hillerich wieder an. „Von Frau Kunigundes Heimlichkeiten scheinst Du nichts zu wissen. Auch heute wären sie Dir verborgen geblieben, ohne meine Mitteilung. Doch warte, der Augenschein soll Dich bald überzeugen! Der Jüngling, ein Wunder von Stattlichkeit und Schönheit, muß endlich wieder herauskommen, — das heißt, wenn Frau Kunigunde ihn nicht den ganzen Tag bei sich behält, was jedoch unwahrscheinlich, wegen der Spürnasen ihrer Kammerzofen. Aha, — siehst Du? Eben tritt er aus dem Söller in den Gang."

Geddo starrte hinüber mit Merkmalen äußerster Überraschung. Er sah Hildeward durch den Korridor schreiten, die Treppe herabsteigen und über den Hof herankommen. Sein jugendlich blühendes Gesicht glänzte vor Freude; denn gnädig und rettend klangen die

letzten Worte der Fürstin. Lebhaft beschäftigt mit dem Verlaufe der Audienz, ging er vorbei, ohne die regungslosen Männer zu beachten.

Geddo war gleichsam zur Bildsäule erstarrt, während seine weit geöffneten Augen forschend auf Hildeward ruhten. Jetzt fuhr er mit beiden Händen nach dem Kopfe und sagte im Tone der Bestürzung: „Heiliger Gott, — was ist denn das?“

„Bist Du endlich von der Wahrheit meiner Rede überzeugt?“ triumphierte Chuno.

„Ich bin stumm, — weiß nicht, was ich denken und sagen soll.“

„War meine Behauptung übertrieben, unserer Herrin junger Freund sei ein Wunder von Schönheit?“

„Ja — ja, schön wie ein Engel! Wie meinst Du, sollte er wirklich ein Engel sein, der mit unserer frommen Gebieterin betet?“

„Kann sein, — man soll immer vom Nächsten das Beste denken,“ erwiderte grinsend der Krämer. „Was sie in Wahrheit miteinander treiben, möchte zu erforschen sein.“

„Du glaubst, er käme heute nicht zum ersten Male und werde künftig wiederkommen?“

„Natürlich, — das ist doch klar! Wer die Schlafkammer einer Frau betritt, kann ihr nicht fremd sein. Du hast bisher von der Sache nichts bemerkt, weil

des schönen Knaben kluger Sinn immer jene Stunde benützte, in der alles Gesinde mit Dir beim Frühmahl saß. Stehe morgen in der gleichen Stunde Wache, oder schon etwas früher, und Du wirst ihn wiedersehen."

„Bei Gott, das will ich, — ein kluger Rat!" versicherte Geddo.

Eine Stunde später wußte die ganze Dienerschaft das merkwürdige Ereignis, und auch Chunos arglistige Verdächtigungen.

Am folgenden Morgen stand Geddo auf der Lauer, fest entschlossen, dem Fremdling nach Kunigundes Kemenate den Weg zu versperren.

Eben kam der Krämer durch das Thor und ließ sich an seinem gewöhnlichen Platze nieder.

Außer Geddo gab es noch andere erwartungsvolle Beobachter. Das Burggesinde hatte die unteren, nach dem Hofe hin liegenden Räume besetzt, und lugte in fieberhafter Spannung aus nach dem Jüngling, nach Geddos ausgesprochener Vermutung wahrscheinlich ein Engel, weil er übermenschlich schön sei. Diese Schätzung reizte noch mehr die Neugierde der Zofen und Mägde. Weit reckten sie die Hälse und verschlangen gleichsam mit ihren Blicken den angestaunten Hildeward, als er über den Hof schritt, nach der zum Korridor führenden Stiege.

„Ah — ah — ah, wie herrlich — wie schön!“ flüsterten die Mägde. „Seht doch, wie in der Morgensonne sein Lockenhaar goldig leuchtet, — wie himmlisch er glänzt, — ein leibhaftiger Engel!“

Sie verstummten und lauschten. Geddo hatte den Geheimnisvollen angeredet.

„Mit Verlaub, junger Herr, ein Wort! Wohin des Weges?“

„Vor das Angesicht unserer hohen Frau, der Kaiserin.“

„Dermalen ist aber nicht die Stunde, in der unsere Gebieterin Gehör schenkt!“

„Deshalb sei unbesorgt, guter Mann! Die Kaiserin erwartet mich.“

„In ihrer Kemenate?“

„Ja! Halte mich länger nicht auf, — gebe die Stiege frei!“

„Siehe Dich wohl vor, Freund Geddo!“ sprach herantretend der Krämer. „Wenn unsere mächtige Herrin den jungen Edelmann erwartet, dann ist es für Dich gefährlich, ihm den Aufstieg zu wehren.“

Der Thürhüter trat zurück. Hildeward stieg empor, durchschritt den Korridor und verschwand im Söller.

Geddo kraute mit beiden Händen in den Haaren.

„Das ist mehr, als mein Kopf fassen kann!“

„Weshalb? Wer vermag es der Kaiserin verargen, sich an jugendlicher Schönheit zu ergötzen?“ erwiderte Chuno. „Rede ich thöricht?“ wandte er sich an die Zofen und Mägde, welche neugierig die Männer umstanden. „Käme der bildschöne Jüngling der Kaiserin ungelegen, so würde sie ihn abweisen. Er kehrt aber nicht zurück, er bleibt in der Schlafkammer, — also!“

Die Mägde erröteten und kicherten.

„Ist solches passend, — schicklich?“ stieß Geddo hervor.

„Sei vorsichtig!“ mahnte der Krämer. „Manches geschieht, was Gott und seinen Heiligen nicht gefällt, — dennoch geschieht es. Manches Ehegemahl wird untreu ihrem Eheherrn, und umgekehrt. Wir leben in argen Zeiten. Nicht alles ist Gold, was glänzt. Viele Menschen scheinen heilig, dennoch bleibt ihnen das Himmelreich verschlossen. Was geht dies uns an? Wir haben es nicht zu verantworten.“

„Herrgott, wenn solches der Kaiser wüßte!“ rief Geddo mit wildem Blick.

„Melde es ihm! Er wird Treue lohnen, Untreue strafen, wenn er Dich treu und eine Andere treulos findet,“ erwiderte Chuno. „Streitet nicht der Kaiser seit vielen Jahren wider den Teufel und seinen Anhang? Was nützt es? Immer größer wird des Teufels Anhang. Nonnen brechen ihre Gelübde und nehmen

Männer, — Ehefrauen brechen die Treue und ergeben sich in Abwesenheit des Gemahls der Buhlerei. Weltlauf, — Teufelsgeschichten! Da ist nicht sehr weit von hier ein hübsches Stück passiert. Die Nonne Mathilde, eine Tochter des Markgrafen Thiederich, heiratete den Slaven Prebizlav. Darauf geriet sie in die Gewalt Bolibuts, des Grafen von Brandenburg. Dieser hielt die entlaufene Nonne streng und hart. Schließlich gelang es ihr, zu entrinnen. Und jetzt ist Mathilde Äbtissin in Magdeburg.[17]) — Seht ihr, so geht es in hohen Fürstenhäusern! Dort sind Ehebrüche und Buhlschaften keine schlechten Sachen. Umsonst ist des Kaisers Mühe, die arge Welt nach Gottes Willen zu lenken und zu richten."

Die Mägde nickten bestätigend mit den Köpfen.

„Hört doch, — hört, wie sich unsere Kaiserin ergötzen läßt!" unterbrach der Krämer das dumpfe Schweigen.

Aus der Kemenate drang der Sang einer prachtvollen Stimme. Gefesselt durch Melodie und Vortrag, standen die Zuhörer lauschend.

„Ach, wie hübsch!" rühmte eine Zofe.

„Ein gar feines Liebeslied!" sagte eine Andere.

„Meine Heiligen sind gegenteiliger Meinung, — ihnen behagen keine schmachtenden Liebeslieder," versetzte im Tone des Mißfallens der Krämer. „Meinen

Heiligen gefällt es nur dort, wo die Luft rein ist. Darum will ich von hinnen fahren."

Er wandte sich ab, ging über den Hof, nahm den Kasten auf die Schulter und schritt durch das Thor.

Wie am vorigen Tage saß Kunigunde in frommer Lesung vertieft, als der jugendliche Grafensohn die Kemenate betrat. Wieder sank er in die Kniee und huldigte nach Herkommen der Fürstin. Sodann erhob er sich und stand in bescheidener, ehrfurchtsvoller Haltung.

„Nun, Hildeward, weshalb Deine rasche Wiederkehr?"

„Um Vergebung, gnädigste Gebieterin! Gestern erklärte Eure Hoheit, kundige Männer über die Schuld meines unglücklichen Vaters befragen zu wollen, um zu erfahren, ob Eure Milde meine innige Bitte gewähren könne. Bin ich jetzt zudringlich, so flehe ich in Demut, meinem grambeschwerten, Hilfe und Rettung ersehnendem Herzen die Belästigung großmütig zu verzeihen."

„Du hast kindliche Begriffe von der Abwickelung solcher Geschäfte," erwiderte sie. „Jene Männer, deren Wissen in Deiner Angelegenheit mir dienen soll, befinden sich nicht hier. Wochen können verstreichen, bis mir Gelegenheit wird, gemeinte Räte des Kaiserhofes zu befragen. Verzage deshalb nicht," fuhr sie tröstend fort, als Hildeward schmerzlich bewegt den Kopf senkte. „Du bist ja so warm und mit so rührender Kindes-

liebe für Deine Eltern eingetreten, daß ich entschlossen bin, mit Nachdruck die Sache zu betreiben. Harre in Geduld und vertraue meiner Fürsorge."

„Gott vergelte Eurer Herrlichkeit das Erbarmen über unser trauriges Schicksal! Durch Barmherzigkeit, lehrt der heilige Bischof Chrysostomus, wird der Mensch Gott ähnlich, von dem es heißt, daß er barmherzig ist, und der sagt: Barmherzigkeit will ich und keine Opfer. Deshalb vertraue ich felsenfest auf die Zusage der getreuen Magd des hohen Himmelsherrn, die eifrig bestrebt ist, durch Barmherzigkeit Gott immer ähnlicher zu werden."

Kunigunde hob warnend den Finger.

„Du sollst Deinen Nächsten durch Schmeicheleien zur Hoffart nicht reizen!"

Jähe Glut überströmte Hildewards Gesicht.

„Gestattet mir gnädigst die Abwehr des Vorwurfes der Schmeichelei! In der Domschule belehrten uns weise Magister, jene Leute seien verächtliche Schmeichler, welche anderen Vorzüge zusprechen, die sie nicht besitzen, oder ungerechte Handlungen preisen. Über die Schmeichler spricht der Prophet Isaias die Strafworte: »Wehe euch, die ihr das Böse gut und das Gute böse heißet, die ihr Finsternis für Licht und Licht für Finsternis ausgebet!« Solches that ich nicht. Nur der Wahrheit gab ich Zeugnis."

Des Domschülers rege Geistesthätigkeit und Kenntnisse weckten immer mehr das Interesse der Kaiserin für den talentvollen jungen Menschen. Während sie ihn prüfend anschaute, mochte in ihr die Frage auftauchen, ob nicht ein von Gott zu hohen Kirchenwürden Berufener vor ihr stehe.

„Du hast mit Gewinn die Bildungsanstalt in Meißen besucht und erscheinst fähig, dereinst ein würdiges Glied der Geistlichkeit werden zu können. — Der selige Bischof Eged rühmte Deine glockenhelle Stimme. Wolltest Du mir nicht einen Beweis Deiner Sangeskunst geben?"

Hildeward verbeugte sich gehorsam.

„Siehe, hier ist das schöne Kirchenlied: Ecce jam noctis tenuatur umbra!" fuhr sie fort, ein Buch öffnend. „So oft ich Gelegenheit habe, von geübtem Sängerchor den Hymnus zu hören, stimmen mich erhebend Text und Melodie. — Bist Du der Sangesweise kundig?"

„Häufig sangen wir nach der Prim den Hymnus," antwortete Hildeward, nahm das Buch und begann ohne jegliche Befangenheit, dabei mit solcher Tiefe des Gefühls den Gesang, daß ihm die Fürstin bewundernd zuhörte. Wesentlich unterstützt wurde der Vortrag durch eine überaus klangvolle und biegsame Stimme, welche sowohl den feierlichen Ernst des Chorals, wie auch die feinsten Tonschwingungen des in

Noten gesetzten Gebetes zum vollendeten Ausdruck brachte:

„Seht, wie erbleicht die nächt'gen Schatten sinken,
Der Morgenröte Rosengluten blinken:
Laßt unser Gebet empor zum Herrn sich schwingen,
Und ihm lobsingen!

Daß unsre Schuld erbarmend er verzeihe,
Die Angst verscheuche, Rettung uns verleihe,
Daß er uns seinen heil'gen Frieden sende,
Sein Heil uns spende.

Schenk', ew'ge Gottheit, aus den lichten Höhen,
Gewährung, o Dreiein'ger, unserm Flehen,
Deß Ehre preisen mit vereintem Schalle
Die Welten alle.

Amen."

Kunigunde saß in der Haltung des gestrengen Kritikers. Ein bekanntes Lied zu hören, mochte ihr nebensächlich und der Grund zur Aufforderung des Singens die geheime Absicht sein, den inneren Gehalt des Jünglings zu erforschen. Richtig schloß sie, daß ein von Gott und erhabenem Streben abgewandtes Gemüt unfähig sei, zum würdigen gesanglichen Vortrag eines religiösen Hymnus. Nur frommer Sinn und andächtige Seelenstimmung konnten sich zur Empfindung heiliger Dichtung und zum vollen Ausdruck dieser Empfindung erheben. Was sie vernahm, war die Sprache eines kindlich gläubigen und lauteren Herzens, das zum Throne der Gottheit in „lichten Höhen" auf Schwingen der Andacht emporstieg. Diesem inne-

ren Wesen entsprach die äußere Haltung des Sängers. Vom Geiste des Hymnus und dessen Melodie getragen, stand er da, den Blick himmelwärts gerichtet, die jugendlich schönen Züge von Andacht durchglüht, — ein treues Bild jener Darstellungen, wie Maler singende Engel aufzufassen pflegen.

Hildeward hatte die nicht geahnte Prüfung glänzend bestanden. Mit dem Ausdruck der Zufriedenheit und mütterlicher Neigung ruhte Kunigundes Blick auf ihm. Bevor noch das „Amen" vollständig verklungen war, erhob sie sich und verschwand einige Augenblicke hinter dem Vorhang. Zurückkehrend, trug sie eine seidene Börse in der Hand.

„Dein Singen gefiel mir," sprach sie huldvoll. „Bewahre in Treue gegen Gott Dein Herz, auf daß Du immer mit gleicher Andacht im Liede den Allerhöchsten preisen kannst. — Nun dem Sänger den verdienten Lohn!" fuhr sie lächelnd fort. „Als bibelkundiger Domschüler weißt Du, daß man dem Nächsten nichts schuldig bleiben darf. So will auch ich meine Dankesschuld gegen den Sänger lösen, zugleich Deiner Mutter einige Hilfe bringen. Wie Du gesagt, befindet ihr euch dermalen in drückender Dürftigkeit. Der Inhalt dieser Börse wird auf längere Zeit gegen Not euch schützen."

Knieend empfing er die reiche Gabe und küßte ehrfurchtsvoll die Hand, welche sie darbot.

„Was die Begnadigung Deines Vaters betrifft," schloß die Fürstin, „so hoffe und wünsche ich, zu dessen Gunsten entscheiden zu können. Deiner Nachfrage bedarf es weiter nicht. Durch den ehrwürdigen Bischof von Meißen wirst Du erfahren, was ich in der Sache thun konnte. — Nun kehre ohne Weile heimwärts und wandle beharrlich in Züchten und Gehorsam vor Gott."

„Adeligste Kaiserin, Gott vergelte Eurer Hoheit, was Ihr an uns Armen und Verlassenen gethan habt! Täglich werden wir den allmächtigen Christ anflehen, Euch zu schirmen gegen unsichtbare und sichtbare Unholde und Euch zu begnaden mit den höchsten Gütern."

Nach diesen bewegten Worten küßte er den Saum ihres Gewandes, erhob sich und verließ in freudiger Erregung die Kemenate.

Bevor Hildeward das Dorf erreichte, drängte es ihn, den Inhalt der Börse zu erforschen. Sie enthielt fünfzig Goldgulden, eine damals sehr bedeutende Summe.

„Heiliger Gott, welcher Reichtum!" rief er entzückt. „Nun ist aller Not gewehrt! Wie mag unsere gramgebeugte Mutter die kaiserliche Großmut beglücken! Auch der gute Chuno wird sich freuen, wenn ich ihm den geschenkten Reichtum zeige."

Er beflügelte seine Schritte, fand jedoch den Krämer nicht mehr in der Herberge.

„Chuno ist mit seinen Bildern in das nächste Dorf gewandert," meldete der Wirt.

Der junge Graf gebot dem Knecht, die Pferde zu satteln und ging nach seiner Stube, wo er die verbrämte Tunika mit einem einfachen Reisekleid vertauschte.

Der verkappte Graf Hillerich hatte das Dorf nicht verlassen. In einem Hause an der Landstraße erwartete er die Abreise seines schuldlosen Werkzeuges. In die Herberge zurückgekehrt, berichtete er in der Stube den Gästen von den heimlichen Besuchen eines stattlichen jungen Mannes bei der Kaiserin. Die Gäste lauschten mit Staunen der seltsamen Mär, getäuscht durch die umständliche Erzählung und ruhige Sicherheit des Krämers.

„Ihr seid verwundert, — ich war es auch, als ich den hübschen jungen Fant in der Schlafkammer der Kaiserin zu verschiedenen Malen verschwinden sah. Was ich euch der Wahrheit gemäß erzählte, könnt ihr auch vom Burggesinde hören. Hm, — allerdings eine übelriechende Sache!"

„Ganz und gar nicht!" behauptete ein Mann, dessen verwildertes Gesicht ein bedeutendes Maß von niedriger Sinnesart verkündete. „Was ist dabei? Wenn der Gemahl weitab in der Welt herumfährt, so

mag sich die Gemahlin nach hübscher Unterhaltung umsehen. Meinesteils mißgönne ich keinem verlassenen Weibe den minniglichen Buhlen."

Mit großer Schnelligkeit verbreitete sich die Sage von Kunigundes geheimer Buhlschaft im Dorfe und in der ganzen Umgegend. Ein eifriger Verbreiter war der fahrende Krämer, so daß nach Verlauf einiger Zeit in Sachsen und den angrenzenden Gebieten das schimpfliche Gerücht besprochen wurde. Und je länger und je weiter die Verleumdung umlief, desto reicher wurde sie an Zuthaten und schlüpfrigen Erfindungen. Bald sprach man im ganzen Reiche von Kunigundes Buhlschaft, — ein pikanter und erwünschter Unterhaltungsstoff für Zügellose.[18])

Die Kaiserin hatte keine Ahnung von der argen Beflissenheit, mit der urteilslose Leichtgläubigkeit, Bosheit und Verleumdungssucht ihren guten Ruf besudelten. Die Dienerschaft wagte es nicht, vor ihrer Gebieterin des schmutzigen Gerüchtes zu erwähnen. Kunigundes Persönlichkeit stand zu erhaben und makellos vor ihren Augen, um sie eines schweren sittlichen Vergehens fähig zu halten. Sie hatten zwar alle die Besuche des Jünglings in der Kemenate gesehen, sie hatten die böse Deutung des Krämers gehört, und sie selbst fanden den Vorgang befremdlich, — dennoch hielten sie die Verirrung einer Frau für unmöglich, die gleich einer Heiligen vor ihnen wandelte. Irgend

ein Geheimnis mußte hier obwalten, das sie nicht zu fassen vermochten. Endlich behauptete Geddo im vertrauten Kreise des Burggesindes, die Lösung des Rätsels gefunden zu haben.

„Glaubt mir," versicherte er, „das Ganze war nichts anderes, als eine Spiegelfechterei des Teufels. Ich selbst wäre nicht darauf gekommen, hätten wir nicht am letzten Sonntag in der Predigt gehört, daß es der Teufel gar wohl verstehe, die Lichtgestalt eines Engels anzunehmen. Deshalb dünkte uns auch der Jüngling dermaßen übermenschlich schön und prächtig, wie ein Engel, — doch war er der Teufel, der sich in Engelsgestalt verkleidete. Das Gleiche gilt von dem fahrenden Krämer, der sich gar frommsinnig stellte, dennoch aber ein Teufel war; denn mit gar viel Arglist und giftiger Rede hat er unsere Herrin zu verdächtigen und der Ehre zu berauben versucht. — Weshalb hat der Teufel solche Bubenthat angestiftet? Aus Haß und Grimm gegen unsere Kaiserin, deren Herrschen und Walten im Reiche den Teufel allerorts austreibt. Um Ehre und Ansehen vor den Leuten will Satan unsere Herrin bringen, damit sie der Teufelssippschaft nicht mehr zu schaden vermag. Es kann gar nicht anders sein, — was wir sahen und hörten, war nichts als eine Spiegelfechterei des Teufels."

Geddos Ansicht fand allgemeinen Beifall. Die gesamte Dienerschaft freute sich dieser glücklichen Lösung.

Naturgemäß beschränkte sich die Entdeckung einer Spiegelfechterei des Teufels nicht auf den Thürhüter Geddo. Eine Zeit, deren Glaubenskraft die Versicherung des Apostels Petrus würdigt: „Seid wachsam; denn euer Widersacher, der Teufel, geht umher wie ein brüllender Löwe, suchend, wen er verschlinge!“ — eine solche Zeit findet allenthalben Spuren des umgehenden höllischen Löwen. Daher kam es, daß viele Zeitgenossen in dem Vorgang eine Spiegelfechterei des Teufels erkannten, den schönen Jüngling für den Teufel selbst hielten, und die Chronisten diese Anschauung verewigten. „Der arglistige Feind,“ berichten die Chronisten, „die alte Schlange, kleidete sich in die Gestalt eines überaus schönen Jünglings, und von sehr vielen wurde gesehen, wie er drei Tage hindurch im Schlafgemach der Kaiserin Kunigunde aus- und einging.“[19])

War der Teufel auch nicht in Person thätig, so besaß er doch ein geschicktes Werkzeug in dem Grafen Hillerich, dessen Rachgier schwere Prüfung und Herzensbedrängnis über die Kaiserin brachte.

3. Der heilige Meinwerk.

Durch die deutschen Lande flog die Kunde, Kaiser Heinrich sei auf der Heimfahrt aus Italien begriffen. Kunigunde fürchtete, die Nachricht von der Rückkehr ihres Gemahls möchte, wie schon öfter, leeres Gerede sein. Groß war deshalb ihre Freude, als jetzt die Mär durch den Bischof Meinwerk von Paderborn bestätigt wurde.

Dieser Prälat war Studiengenosse und Busenfreund des Kaisers. Beide waren Zöglinge der Bildungsanstalt von Hildesheim. Im Mannesalter blieben sie durch innige Freundschaft verbunden. Der Kaiser achtete die persönlichen Vorzüge des Bischofs und anerkannte seine Verdienste um das Reich. Wie Heinrich, so war auch Meinwerk ein Eiferer für Klosterreformen und mustergültige Lebensführung des Klerus. In Paderborn, Herford und anderen Orten baute er zahlreiche Kirchen, erweiterte und befestigte die Stadt Paderborn, gründete das Kloster Abdinghoffen, dotierte es für dreizehn Mönche der strengen

Richtung von Cluny, und machte sich überhaupt in jeder Hinsicht um Kirche und Reich verdient.

Freudig überrascht empfing Kunigunde den vertrauten Freund ihres Gemahls, einen Mann in kräftigem Lebensalter, von bescheidener, sanfter Art. Sein einfaches, einer Mönchskutte ähnliche Gewand ließ den hohen Rang seines Trägers nicht vermuten. Aber der Hirtenring an seinem Finger, noch mehr die würdevolle Ruhe seines Wesens, gepaart mit gewinnender Demut und Herzensgüte bezeichneten einen Oberhirten, welchen die Kirche zu ihren hervorragenden Gliedern oder Heiligen zählt.

Bei den dürftigen Verkehrsverhältnissen jener Zeit, hatte Kunigunde höchst mangelhafte Nachrichten über Thätigkeit und Erfolge des Kaisers in Italien erhalten. Jetzt waren ihre Fragen endlos über das Befinden ihres Gemahls, über dessen Beziehungen zum Papste, zu geistlichen und weltlichen Fürsten Italiens, sowie über vielseitige politische Verhältnisse. Und alle Fragen enthüllten Verständnis und Scharfblick bezüglich der Bewegungen jener Zeit.

Im Laufe der Unterhaltung entging ihr nicht das eigentümliche Verhalten des Bischofs, der sie zuweilen schmerzhaft bewegt und traurig anschaute, wie jemand, den tiefe Wehmut und teilnehmende Bedrängnis erschüttern.

„Viele Merkwürdigkeiten, kunstvolle Bauten, herrliche Münster und anderes sah ich jenseits der Alpen, doch nichts von allem gleicht dem Wunderwerk der göttlichen Gnade, dem ich in Verona begegnete," fuhr der Prälat fort, nachdem er die Mühsalen der Heerfahrt bis nach Oberitalien geschildert. „Unweit Ravenna, im Frieden der Einsamkeit, liegt die Zelle des heiligen Mannes Romuald, des Stifters der Camaldulenser. Der Kaiser wollte den berühmten Ordensstifter persönlich kennen lernen und seinen Rat bezüglich italienischer Angelegenheiten hören. Der hundertjährige Greis lehnte jedoch die Einladung ab und weigerte sich, die stille Zelle mit dem Lärm des Lagers zu vertauschen. Erst wiederholten inständigen Bitten Heinrichs schenkte er Gehör und kam. Ich war gespannt, einen Mann kennen zu lernen, von dem die Leute behaupteten: »Auf Romualds Gesicht ruht stets himmlische Heiterkeit, so daß Traurigkeit von den Traurigsten weicht, die ihn ansehen.« Ich konnte nicht zusammenreimen, wie ein Mann, der für sich und andere überaus strenge Lebensregeln erdachte, von steter Heiterkeit begleitet sein möchte, dieweilen Fasten, Schweigen, Nachtwachen und andere Strengheiten, nicht Heiterkeit, wohl aber tiefen Ernst erzeugen. Nun, was ich sah, spottet aller Beschreibung, — mir wenigstens fehlen zur erschöpfenden Darstellung die Worte. Ich schaute einen hundertjährigen Greis, barfuß, ohne

Kopfbedeckung, ohne Unterkleid, auf bloßem Leibe eine rauhe Kutte, oder vielmehr ein härenes Bußgewand, über das auf die Brust ein glänzender Silberbart herabfloß. In seiner Haltung und Bewegung schienen Demut und Liebenswürdigkeit verkörpert. Der Ausdruck seines Gesichtes bezaubert dergestalt, daß alle Gedanken und Empfindungen der Menschen von der Macht himmlischen Friedens beherrscht werden, der von ihm ausstrahlt. Wenn die Lombarden sagen, daß stete Heiterkeit auf seinem Gesicht ruhe, so ist dies eine sehr oberflächliche Beurteilung. Nicht Heiterkeit, sondern überirdischen Lichtglanz und himmlische Seligkeit strömt seine ganze Erscheinung aus. Das Lichtleben seines Geistes, das Empfinden himmlischer Wonne bricht durch die ascetische Körperhülle und ergreift mit überwältigender Macht. Unsere Krieger sanken vor ihm in die Kniee, küßten sein dürftiges Kleid, seine nackten Füße und waren glücklich, von seiner rauhen Kutte eine Faser abzuzupfen. Bei seinem Anblick rief der Kaiser aus: »O möchte doch meine Seele in Deinem Körper wohnen!« Ehrerbietig faßte er den heiligen Greis bei der Hand und geleitete ihn nach einer Kammer zur vertrauten Rede. Heinrich sagte mir später, Romuald habe in sehr dringlichen Vorstellungen hingewiesen auf die herrschenden Übel der Zeit, auf die Mißachtung der Kirchengesetze, auf die Gewaltthaten der Männer des Schwertes, auf die Bedrückungen und Leiden des

armen Volkes. Er habe ihn gemahnt, seine Herrscherpflichten beharrlich zu erfüllen, auf daß er in der Verantwortung dereinst vor Gott bestehen könne. Trat später der Kaiser auf der Synode zu Pavia mit solcher Entschiedenheit auf die Seite des Papstes und gelobte feierlich die Durchführung der Synodalbeschlüsse, so entsprang dieser Eifer wesentlich der Zusammenkunft mit Romuald. — O ja, der Heilige sagte wahr! Unsere Zeit liegt sehr im Argen, — sogar das empfindliche Kleinod, eheliche Treue, wird durch boshafte Verleumdung geraubt," schloß er mit traurigem Blick auf Kunigunde.

Sie ahnte nicht die entsetzliche Anspielung der letzten Worte.

„Nach der Versicherung des göttlichen Heilandes, sind zahlreicher die Bösen, als die Guten," erwiderte sie. „Lichtwesen, wie der heilige Romuald, mögen uns trösten und beglücken, erbauen und anspornen, zur möglichsten Nachfolge auf dem Pfade der Tugend. — Von Ravenna ging die Fahrt nach Rom?"

„Doch nicht! In Gewaltmärschen zogen wir nach Süditalien, wo die schismatischen Griechen und die heidnischen Sarazenen unsere Glaubensgenossen mit harter Knechtschaft belasteten. Klägliche Zustände herrschten in Unteritalien. Die staatliche Ordnung kaiserlicher Herrschaft hatte den Bedrückungen griechischer und sarazenischer Willkür weichen müssen. Selbst

Atenulf, Abt von Montecasino, sowie dessen Bruder Padulf, Fürst von Capua, waren dermaßen pflichtvergessen, daß sie den Griechen und Sarazenen sich ergaben. In ganz Unteritalien gab es nur einen Getreuen des Kaisers, den Fürsten Dattus von Bari. Er mußte der Übermacht weichen und flüchtete auf päpstliches Gebiet. Die Griechen folgten ihm und erstürmten den Turm, darin er Schutz gefunden. Dattus wurde nach Bari zurückgebracht, von den Griechen auf einen Esel gesetzt, unter Hohn und Mißhandlungen durch die Straßen der Stadt geführt, schließlich lebendig in einen Sack genäht und in das Meer geworfen. Dies geschah, als wir bereits in Lombardien lagerten. Empört über die Frechheit und Grausamkeit der Griechen, gebot der Kaiser sofort den Aufbruch. Den Vortrab bildeten zwanzigtausend Geharnischte, unter Führung des Erzbischofs Piligrin von Köln. In Eilmärschen zog Herr Piligrin nach Capua, wo er den abtrünnigen Fürsten Padulf gefangen nahm, und die Griechen ihr Heil in jäher Flucht fanden. Der nichtswürdige Abt Atenulf von Montecasino bestieg ein Schiff, um sich nach Konstantinopel zu retten, verlor jedoch mit allen Begleitern das Leben durch Schiffbruch.“[20])

„Der Fürst von Köln löste rasch und pünktlich seine Aufgabe,“ rühmte Kunigunde. „Welche Thaten vollbrachte inzwischen mein Gemahl?“

„Wie immer, so hatte er sich auch jetzt die schwierigsten Unternehmungen vorbehalten. Im Geleite des Papstes und an der Spitze der Hauptmacht erschien er vor der großen und festen Stadt Benevent. Die Besatzung wagte keinen Widerstand und öffnete dem Kaiser die Thore. Wo Griechen und Sarazenen im offenen Felde erschienen, bekamen sie solche Schläge, daß sie fürderhin unsichtbar blieben. Viele Städte und Fürsten unterwarfen sich und kehrten zum Gehorsam gegen den Kaiser zurück. Die Freude der Landesbewohner, aus drückender Botmäßigkeit der Heiden und Schismatiker befreit zu sein, war unbeschreiblich. Nur eine Stadt öffnete nicht die Thore, nämlich Troja, ein sehr festes Bollwerk, verteidigt durch eine starke, griechische Besatzung. Der Kaiser wollte Italien nicht verlassen, ohne die letzte Stütze griechischer Herrschaft vernichtet zu haben. Er umlagerte die Veste und ließ hohe Türme aus Holz bauen, um die Ringmauer zu brechen. Die Belagerten machten nächtlicherweile Ausfälle, warfen Pechfackeln in die Türme und verbrannten sie. Den Mut der Belagerten anzuspornen, ließen die griechischen Anführer die Mär verbreiten, Kaiser Basilius ziehe von Konstantinopel heran mit einer Macht, welche den Sachsen Heinrich vollständig zerschmettern werde. Die verlogene Großsprecherei half jedoch nichts, dieweilen unseres Kaisers Beharrlichkeit unerschütterlich blieb. Er ließ neue Be-

lagerungstürme bauen und dieselben, zum Schutze gegen Feuer, mit nassen Tierhäuten bekleiden. Drei Monate lagen wir vor Troja. Viel Blut wurde vergossen. Dann brach im Lager eine Ruhrkrankheit aus, die manchen tapferen Degen dahin raffte. Selbst die mutigsten Herzen beschlich Zagen und Hoffnungslosigkeit, das unüberwindliche Bollwerk zu bezwingen. Der Kaiser jedoch blieb felsenfest. Er wollte nicht von hinnen weichen, ohne den letzten Stützpunkt der Griechen bewältigt zu haben. Die Belagerten erkannten Heinrichs eisernen Willen, ihre Lebensmittel gingen auf die Neige. Der Hunger zwang sie zu Unterhandlungen. Der Kaiser forderte unbedingte Unterwerfung, mit der Drohung, im Weigerungsfall sämtliche Waffenfähige hängen und die Stadt in einen Schutthaufen verwandeln zu lassen. Jetzt baten die Belagerten um Gehör für Abgeordnete. Heinrich gewährte die Bitte. Am nächsten Tage erschienen im Lager die Abgeordneten, — und welche! Es war ein mir unvergeßliches, ergreifendes Schauspiel. Ein langer Zug unmündiger Kinder, geführt von einem alten, ehrwürdigen Eremiten, wallte langsam durch die Lagergassen nach dem Kaiserzelt. Der Eremit trug an hohem Schaft ein Kreuz. Auch die Kinder, mitleiderregende Bilder der Not und des Hungers, hielten kleine Kreuze in den Händen. Heinrich, von der Ankunft des seltsamen Zuges benachrichtigt, wollte diese Abgesandten nicht

sehen. »Gott weiß,« rief er aus, »daß der Untergang dieser Kinder nicht mir, sondern ihren Vätern zur Last fällt!« — Am folgenden Tage kam der Zug wieder. Noch lauter und dringender, als tags zuvor, flehten die Kinder: »Kyrie eleison! Erbarmen, — Gnade, — Schonung, — Barmherzigkeit!« Diese Notrufe, untermischt mit Weinen und Klagegeschrei, drangen bis in das Kaiserzelt. Jetzt zerbrach des Herrschers eisernen Willen die Macht seiner Herzensgüte. Thränen stürzten ihm aus den Augen. Mit den Worten seines himmlischen Gebieters rief er aus: »Misereor super turbam, — mich erbarmt des Volkes!« Auf der Stelle verhieß er Troja vollkommene Verzeihung.“ [21])

„Das ist mein Heinrich!“ sprach mit glücklichem Lächeln Kunigunde. „Barmherzigkeit üben zu können, ist ihm Freude, — Strafe verhängen zu müssen, gereicht ihm zur Qual.“

„Dennoch hat er kluger Vorsicht nichts vergeben,“ fuhr Meinwerk fort. „Er schenkte zwar den Empörern Güter und Leben und nahm ihre Huldigung an, aber die Trojaner mußten die Ringmauern ihrer Stadt niederreißen und Geiseln stellen, zum Unterpfand künftiger Treue. — — Die Eroberung Trojas, der unbezwinglichen Veste, verbreitete Entmutigung und Schrecken in allen Burgen und Städten Süditaliens. Wer konnte dem Kaiser widerstehen, da ihm selbst Troja unterlag? Von allen Seiten strömten die

Großen herbei, dem Kaiser ihre Ehrfurcht und Treue zu beschwören. In Neapel hatten wir eine große Versammlung. Die Fürsten mußten einen Vertrag eingehen, welcher vollständigen Bruch mit sarazenischen Piraten, Abstellung des Sklavenhandels und Beobachtung der Kirchengesetze bezweckte. — So hat unser Gebieter, mit Gottes Hilfe, den gefährlichen Bund der Schismatiker und Heiden gegen die Kirche vernichtet, Rom gerettet, den vereinigten Ansturm der Griechen und Sarazenen von der abendländischen Christenheit abgewendet. Ein glorreicher Erfolg!" [22])

„Dank der göttlichen Vorsehung!" ergänzte die Kaiserin.

„Die glänzenden Siege deutscher Waffen sind jedoch kaum zu vergleichen mit dem herrlichen Siege der guten Sache in Pavia," fuhr der Prälat fort. „Dorthin berief Papst Benedikt eine Synode, an der sämtliche Bischöfe Italiens teilnahmen. Es handelte sich um Wiederherstellung der kirchlichen Disciplin, um Züchtigung und Besserung jener, die berufen sind, Seelenführer und Hirten des Volkes zu sein. Den Mietlingen hat der Weltheiland selber das Urteil gesprochen, sie sal infatuatum genannt, schales Salz, mit Füßen zu treten. Ist die Geistlichkeit entartet, verweltlicht und verdorben, dann muß auch das Volk verderben. Namentlich der lombardische und französische Klerus ist tief gesunken. Priesterehe und Kon-

kubinat haben die Geistlichen jener Länder unfähig gemacht, ihren heiligen Beruf zu erfüllen. Auch in Deutschland will die Pest der Priesterehe einreißen, dieser ärgste Krebsschaden des religiösen Lebens. Beweibte Priester werden abhängige Leute, Knechte der Fürsten und Gewalthaber. Sie rauben das Kirchengut zum Nutzen ihrer Kinder, opfern deren Fortkommen Pflichten und Freiheiten ihres Standes. In erschütternder Weise schilderte Papst Benedikt diese heillosen Zustände. Er nannte wiederholt beweibte Priester die »schlimmsten Feinde der Kirche«. Gegen Konkubinat und Priesterehe wurden scharfe Dekrete erlassen. Unter Strafe des Bannes wurde die Übertretung des Cölibats verboten. Kinder von Geistlichen sollen die Freiheit verlieren und Knechte der Kirche sein.[23]) Der Kaiser beantragte, daß die Mütter solcher Kinder zunächst öffentlich gezüchtigt werden, die Freiheit verlieren, und den Gerichten zur Bestrafung verfallen.[24]) — Darauf hielt der Kaiser in der Synode eine kräftige Rede, die ich aufschrieb und gar oft mit innigem Wohlgefallen las, so daß ich selbe wörtlich auswendig weiß. Herr Heinrich sprach also: »Dir, heiliger Vater, kann ich nichts versagen, um so weniger, als Du bloß verlangst, was Rechtens ist, bloß Geziemendes mit den das Recht liebenden Brüdern ansinnst, und mich zur Teilnahme an Deiner heiligen Sorgfalt einladest, so daß wir Leid und Freud mit-

einander teilen sollen. Alle Ursache habe ich, Deinen oberhirtlichen Bemühungen aus Herzensgrund zu danken, indem sie nicht nur im allgemeinen heilsam die Kirche ordnen, sondern auch klaren Blickes die Besserung damit beginnen, daß sie der Unenthaltsamkeit der Geistlichen, aus welcher, wie aus einem Ungewitter, alles Verderben niederhagelt, einen Zügel anlegen. Aber auch alles andere, was Deine Vatersorge auf der Synode, als zur Erneuerung der Kirche nötig, bekräftigte oder neu anordnete, hat meinen Beifall, meine Zustimmung und meine Unterstützung. Auf daß jedermann sich unweigerlich füge, so gelobe ich, mit Gottes Hilfe die genaue Beobachtung der Synodalbeschlüsse zu handhaben.« [25]) — Welche Glück und Segen verheißende Übereinstimmung der beiden Häupter der Christenheit!" rief der Bischof begeistert aus. „Der Kaiser wird sein Gelöbnis halten. Die »schlimmsten Feinde der Kirche«, wie der Papst mit Recht unkeusche Priester nannte, wird er in die Schranken der Disciplin bannen, unsere heilige Mutter mit starker Hand unterstützen, auf daß sie die Leute der Mitwelt auf Wegen des Heiles führe."

„In dieser Richtung ist mein erhabener Gemahl nie säumig," erwiderte Kunigunde. „Jederzeit war er ein fürsorgender, thatkräftiger Vogt unserer heiligen Mutter. Sichtbar ruht Gottes Segen auf seinem Walten. Frieden herrscht im Reiche, Ordnung und

Gesetzlichkeit. — Wie freut es mich, ihn wieder zu sehen! Wie meint Ihr, ehrwürdiger Vater, wird der glückliche Tag des Begegnens mit ihm noch ferne sein?"

„Nein! Die Stunde des Wiedersehens ist nahe. Am letzten Juli wurde die Synode geschlossen. Ich reiste sofort ab. Der Kaiser hatte noch einige Angelegenheiten zu ordnen und sagte mir beim Abschied, daß er, infolge der Sommerhitze und der hiedurch gesteigerten Lagerseuche, in den nächsten Tagen aufbrechen werde. Wie ich vernahm, hatte er bereits vor zwei Wochen die Alpen überstiegen, kann sohin bald eintreffen."

„Welche Freude, nach langer Abwesenheit wieder mit ihm vereinigt zu sein!" rief lebhaft die Fürstin.

Der Bischof hingegen saß niedergedrückt. Wieder betrachtete er die Kaiserin mit dem Ausdrucke tiefen Wehes und schmerzlicher Bekümmernis.

„Ja, — dann erwartet unseren edlen Gebieter vielleicht die schmerzlichste Prüfung seiner vielbewegten, mit Sorgen belasteten Herrschaft," sprach er traurig.

„Wie meint Ihr dies, ehrwürdiger Bischof?" forschte befremdet die Kaiserin.

„Habt Ihr nichts von der abscheulichen Verleumdung gehört, vom Teufel ersonnen, um Euch und den Kaiser zu beschmutzen?"

„Arge Leute und bestrafte Frevler waren niemals säumig, den Kaiser zu schelten, der jedoch christlichen Sinnes persönliche Kränkungen erträgt," antwortete sie.

„O ja, Herr Heinrich ist ein Held in Bethätigung der Feindesliebe!" rühmte der Prälat. „Es gibt jedoch Schmähungen so schauerlicher Art, daß sie mit dem Mantel verzeihender Liebe nicht verhüllt werden können."

Das bekümmerte Mienenspiel des Bischofs beunruhigte Kunigunde mehr, als dessen Worte.

„Darf ich bitten, ohne Rückhalt zu sprechen?" drängte sie.

„Durch das ganze Reich geht die Lügensage, Frau Kunigunde habe dem Gemahl die Treue gebrochen, in sündiger Verbindung mit einem jungen Manne gelebt, —" antwortete mit apostolischem Freimut der heilige Meinwerk.

Sie schaute einige Augenblicke den Prälaten verständnislos an. Dann überströmte dunkle Glut ihr Angesicht.

„Die Verleumdung," fuhr er schmerzlich bewegt fort, „ist nicht bloß niederträchtig, sondern auch gefährlich, weil sie von schlechten Leuten gerne geglaubt, mit Eifer und Lust verbreitet, Antrieb und Entschuldigung wird den Zügellosen."

„Herr Bischof, solcher Schmutz kann meine Unschuld und Ehre nicht besudeln!“ sprach sie in würdevoller Hoheit.

„Dies wohl, adeligste Kaiserin! Jedoch die böse Welt glaubt gerne, was ihr gefällt, — und die Schmach besteht. Ich beklage Euch und meinen trauten Freund!“

Jetzt begriff sie die volle Tragweite der ausgestreuten Giftsaat. In unwillkürlicher Aufwallung höchster Empörung glühten ihre Wangen und Feuer sprühten ihre Augen. Vorübergehend hatte der Zorn des Weibes, ob schmachvollster Ehrenkränkung, die Selbstbeherrschung der Heiligen gleichsam überrumpelt. Sie fuhr vom Sitze, durchschritt in heftigster Gemütsbewegung das Zimmer und rang nach Fassung.

„Gnädige Gebieterin, ich bitte inständig, höret in dieser Stunde harter Prüfung auf die Stimme meiner Tröstung!“ sprach im Tone inniger Teilnahme der Bischof. „Das Vorbild Eurers Wandels war immer der göttliche Christ. Gedenket der Schmähungen, der boshaften Lügen und Verleumdungen, mit denen höllisch gesinnte Leute ihn überhäuften. Werdet Ihr nun vom hohen Himmelsherrn gewürdigt, in geduldiger Ertragung schmerzlichster Kränkung und Meinreden ihm zu folgen, ihm ähnlich zu werden, so ist dies für Gottes getreue Magd hohe Auszeichnung. Bald wird sich Eure gegenwärtige Erniedrigung in

strahlende Erhöhung, Eure Schmach in ewige Glorie, Euer Schmerz in himmlische Wonne wandeln; denn rasch enteilender Prüfungszeit folgt gerechte Vergeltung. Beschränkt darum nicht Euren Blick auf die flüchtige Spanne irdischen Lebens, gedenket vielmehr der Ewigkeit und deren Glückseligkeit für alle Getreuen Gottes."

Solche Vorstellungen, aus dem Munde des heiligen Mannes, beruhigten Kunigunde. Sie saß ergeben und weinte.

„Oh — mein Gemahl! Was wird er denken, — wie mag er sich grämen!"

„Er wird sich grämen, weil er Euch liebt. Was er denken wird? Dies weiß ich bestimmt. Er wird denken, daß Ihr unschuldig seid, — daß die Verleumdung von seinen feigsten und grimmigsten Feinden ersonnen wurde."

„Ich danke Euch, ehrwürdiger Vater! Labsal für meine schwer verwundete Seele sind Eure Worte. Auf Erden zwar lauern stets Gefahren, Tücke und Ruchlosigkeit, — so war es immer, so wird es bleiben. Manches Bittere ertrug ich, schmerzhafte Erfahrungen begegneten mir, schwere Kränkungen durch Undank und Bosheit, — doch niemals hätte ich das Schrecklichste vermutet, — als buhlerisches Weib und Ehebrecherin verschrieen zu werden. Oh — oh!" ihre Stimme erstickte und neuerdings fluteten ihre Thränen.

„Fasset Euch, edle Herrin! Erinnert Euch der Worte des Apostels Paulus in seinem Briefe an den Bischof Timotheus: »Alle, die fromm leben nach Christi Lehre, werden Verfolgungen leiden.« Und von seinen Auserwählten sagt der göttliche Heiland: »Wäret ihr von der Welt, so würde die Welt das Ihrige lieben; weil ihr aber nicht von der Welt seid und ich euch auserwählt habe von der Welt, darum hasset euch die Welt!« Sohin sind Haß und Verleumdung der argen Welt sichere Kennzeichen, daß man der Welt nicht angehört. Und diesen von der gottlosen Welt Gehaßten gilt die Wonnerede des göttlichen Christ: »Freuet euch und frohlocket; denn euer Lohn wird groß sein im Himmel!« Deshalb grämet Euch nicht, erhabene Frau, ob des Hasses der bösen Welt! Fasset Mut und bestehet tapfer die schwere Prüfung."

Auf Kunigundes gläubiges Gemüt waren die Bibelworte von unwiderstehlicher Wirkung.

„Wie Wetterstrahl aus heiterem Himmel trifft mich jählings die entsetzliche Beschimpfung," entgegnete sie. „Wäre nicht in Eurer Gegenwart der Vernichtungsstrahl niedergefahren, vielleicht hätte er mich zermalmt. Gottes Gnade und Eurer schützenden Güte verdanke ich Mut und Kraft, das Furchtbare mit Ergebung zu ertragen. Dennoch bitte ich, in gegenwärtiger Notlage mich nicht zu verlassen, bis zur nahe bevorstehenden Heimkehr meines Gemahls. Meiner

Schwäche bewußt, Trost und Beistand suchend bei Gott, bitte ich Eure Milde, heute noch meine Beichte zu hören, sowie morgen bei der heiligen Messe den gebenedeiten Fronleichnam mir zu reichen."

„Ich bin glücklich, unserer edlen Gebieterin dienen zu dürfen," versetzte der heilige Meinwerk. „Nun möge Eure Hoheit gestatten, daß ich, zur Lesung der fälligen kanonischen Tagzeiten, nach meiner Kammer mich begebe."

Gegen Abend des folgenden Tages erschien ein Renner mit der Botschaft, der Kaiser sei in der Pfalz zu Gronau eingetroffen, wo er die Kaiserin erwarte.

Freude und Bangigkeit ergriffen Kunigunde bei der Nachricht. Namenlos beschimpft in der Öffentlichkeit, fürchtete sie das Begegnen mit dem sittenstrengen und in diesem Punkte leicht erregbaren Herrscher. Nach längerer Beratung, entschloß sich der Bischof, sofort nach Gronau zu reisen, zur Besänftigung des möglicherweise falsch berichteten und heftig erzürnten Kaisers.

4. Heinrichs Entscheidung.

Die Königspfalz Gronau lag in der Stadt gleichen Namens, unweit Hildesheim, ein stolzer Palast, mit seinen ausgedehnten Nebengebäuden zur glänzenden Hofhaltung geeignet.[26])

Überrascht empfing der Monarch den ehemaligen Studiengenossen und Freund.

„Nun, Meinwerk, was führt Dich unverhofft nach Gronau?" forschte er, nach gegenseitiger herzlicher Begrüßung. „Ich wähnte Dich im Hirtenamt zu Paderborn."

„Dort würde ich allerdings seit einigen Wochen meinen Pflichten obliegen, wäre nicht meine Fahrt durch mancherlei Hindernisse unterbrochen worden. Du weißt ja, trauter Heinrich, der Mensch denkt, Gott lenkt! So kam ich durch Gottes Lenkung nicht nach Paderborn, sondern nach der Pfalz Strelitzi."

Eine dunkle Wolke überschattete des Kaisers Gesicht.

„Und jetzt kommst Du vermittelnd zum Gemahl einer Frau, die im ganzen Reiche als Ehebrecherin verschrieen wird. Ha, — solche Niedertracht!"

„Heinrich, Du wirst doch verleumderischen Giftzungen keinen Glauben schenken?"

„Nein! Ich glaube an die fleckenlose Unschuld meiner Kunigunde, deren starke Tugend und felsenfeste Treue ich kenne. — Wie fandest Du sie?"

„In friedlicher Einsamkeit und glücklichem Stillleben, durch meine Botschaft über Deine nahe Heimkehr höchst erfreut. Von der nichtswürdigen Ehrenkränkung wußte sie gar nichts. Und als ich ihr die Lügensage offenbarte, da hättest Du sie sehen sollen! Wie ein zürnender Seraph, voll Hoheit und Würde, stand sie da, mit Verachtung niederblickend auf den vom Abgrund ausgespieenen Unflat. Dann weinte sie, — weniger aus Gram über die beabsichtigte Befleckung ihrer Reinheit, als aus Schmerz über Deine Kränkung. — Ich bitte Dich, Heinrich, die Reinste, die Treueste unter den Frauen, die Bosheit der Welt nicht fühlen zu lassen!"

„Was denkst Du? Du kränkst mich durch die bloße Annahme einer solchen Möglichkeit. Wer mag die Schuldlose anklagen, weil andere Teufel sind? — Über den Hergang wurde mir genau berichtet. Ein hübscher Jüngling betrat Kunigundes Kemenate. Wahr-

scheinlich wurde sie dort gegen Wissen und Willen von dem Eindringling überrascht. Auch ein fahrender Bilderhändler spielt eine Rolle. Dieser Mensch war es, welcher die schamlose Deutung erfand und allenthalben verbreitete. Kurz gesagt, die ganze Ruchlosigkeit ist eine feige Rache gegen mich. Du kennst ja den ingrimmigen, ohnmächtigen Haß mancher, die ich strafen mußte. Da sie, knirschend vor Wut, in den Zaum der Ordnung beißen und Empörungen nicht mehr wagen, so wollen sie durch vergiftete Pfeile abgründiger Verleumdung mein Leben treffen. Ha, — die Elenden!"

„Ich bewundere Deinen Scharfblick, und danke Gott für Deinen Glauben an Kunigundes Unschuld."

„Was hilft mein Glaube? Vor der bösen Mitwelt, und diese ist wohl in den oberen Regionen der größere Teil, erscheint Kunigunde entehrt, belastet mit der Schmach des Ehebruchs. Und ich, der Herrscher im Reiche, bin eines solchen Weibes Gemahl, Teilhaber ihrer Schande. Vielleicht wäre die persönliche Kränkung zu ertragen, von scheinheiligen Leuten der Ehre ledig gesprochen zu werden. Aber tief einschneidend in das öffentliche Leben, folgenschwer für allgemeine Gesittung, ist sothanes Ärgernis. Seit zwanzig Jahren baue ich Dämme gegen die schmutzige Flut der Unzucht. Aus allen Kräften bekämpfe ich diesen schlüpferigen, gefährlichen Drachen menschlicher Wohlfahrt. Hohe und Niedere, buhlend mit diesem giftgeschwol-

lenen Ungeheuer, Frauenräuber, Blutschänder, Ehebrecher, scheußliche Wüstlinge, — alle strafte ich mit eiserner Hand. Und nun? Hohnlachend, mit grinsender Schadenfreude, wird fürderhin diese ekle Sippschaft auf mich und meine Gattin deuten, — Entschuldigung und Anregung ihrer Zügellosigkeit finden in Kunigundes Schande. Beim Himmel, dem will ich wehren! Meiner Gemahlin Unschuld muß an den Tag!"

„Du gedenkst, durch gerichtliche Untersuchung die Verleumder verstummen zu lassen?"

„Gerichtliche Untersuchung? Was käme dabei heraus? Die Lästerzungen würden sagen: Man hat sie bei ihrem Buhlen nicht ertappt, der Ehebruch kann nicht bewiesen werden durch Zeugen, — die Kaiserin ist eine kluge Frau, sie that Verbotenes im Geheimen, darum ist sie schuldlos. So würde die Argheit zischen, das Gift der Verleumdung weiter ausspritzen. Nein, das peinlichste Gerichtsverfahren wird Kunigundes Ehre nicht retten! Darum will ich den heiligen, allwissenden Gott anrufen für seine getreue Magd. Der Allmächtige wird mit einem Schlage die giftigzüngelnde Bosheit zerschmettern, so daß vor aller Welt mein trautes Gemahl im Lichtglanze unbefleckter Tugend erscheint. Kunigunde wird nackten Fußes auf dem Pfade glühenden Eisens wandeln, und Gott selbst wird ihr Richter sein."

Der Bischof erschrak.

„Um Gottes willen, Heinrich, dessen wärest Du fähig? Die Kaiserin vor allem Volke der Feuerprobe unterwerfen? Sie als angeklagte Ehebrecherin behandeln? Nein, das ist unmöglich!"

„Mein fester Entschluß! Es gibt keinen anderen Weg zur Reinigung von der Schmach, als das Gottesurteil. Und diese Reinigung wird vollständig, überwältigend, für Kunigunde glorreich sein. An Gottes Urteilsspruch wird die teuflische Rotte der Verleumdung ersticken. Kunigunde, die reine Jungfrau, wird strahlen im Glanze ihrer Unschuld."

Der Bischof saß bekümmert und bewegte mißbilligend das Haupt.

„Gedenke des Verbotes unserer heiligen Mutter, welche Gottesurteile streng untersagt."

„Den Mißbrauch der Gottesurteile untersagt die Kirche, nicht jedoch deren Anwendung in Fällen, die jeden anderen Beweis von Schuld oder Unschuld ausschließen," widersprach der Kaiser. „Ein solcher Fall liegt hier vor. Das Höchste steht in Frage. Ein furchtbares Ärgernis bedroht die Gesittung des ganzen Volkes. Aus solchen Gefahren kann nur der Allmächtige retten. Der heilige, gerechte Gott wird mir, seinem unwürdigen Knecht, Barmherzigkeit erweisen, wenn ich sein Gericht anrufe, zur Reinigung der Ver-

leumdeten, zur Vernichtung des Ärgernisses, zur Abwehr des Verderbens."

„Deine Gründe sind stark, — dennoch, lieber Heinrich, dennoch, — es ist entsetzlich, die Kaiserin mit nackten Füßen auf glühenden Pflugscharen gehen zu heißen! Wie mag ein solches Verlangen sie schmerzen! Welche Seelenqual wird Deine Härte ihr bereiten!"

„Du täuschest Dich! Kunigundes Einsicht wird die Beweggründe meines Ansinnens würdigen. Sie wird diesen einzigen Rettungsweg gutheißen, im Vertrauen auf Gottes Hilfe furchtlos die glühende Bahn beschreiten."

„O ja, — in Demut und Gottvertrauen wird sie Deinem Machtgebot sich unterwerfen! Dennoch verfährst Du hart und im Widerspruch mit der Kirche," versetzte im Tone des Tadels der Bischof.

„Nenne keinen Mann hart, der mit heftigem Seelenschmerz thut, was geschehen muß. Nochmals, die Kirche verbietet nur den Mißbrauch der Gottesurteile. Kaiser Karl, der Große, stets bestrebt, im Geiste der Kirche zu herrschen, nahm die Gottesurteile in seine Reichsverfassung auf: »Ut omnes judicio Dei credant absque dubitatione, — alle sollen sonder Zweifel an das Gottesurteil glauben,« sagt er. Von Gott in Notfällen ein Urteil erwarten, beweist Ver-

trauen in die Hilfe des Allerhöchsten. Haben nicht auch die Apostel das Gottesurteil angerufen? Bei der Wahl zum Apostelamt zwischen Barsabas und Mathias, entschied das Gottesurteil für Mathias. Hat nicht der Engel Gabriel den zweifelnden Zacharias durch ein Gottesurteil mit zeitweiliger Stummheit gestraft? Was Engel und Apostel gethan, dürfen auch wir thun. Gott wird richten, Kunigundes Unschuld offenbaren, die tückischen Anschläge unserer Feinde vereiteln."

„Gott helfe uns!" sprach mit Ergebung der heilige Meinwerk.

5. Das Gottesgericht.

Alle Völker des Altertums kannten die Ordalien oder Gottesurteile. Von den Germanen berichtet der römische Geschichtsschreiber Tacitus: „Auf Zeichendeutung und heiliges Los halten sie so viel, als nur irgend ein Volk.[27]) Des Dichters Sophokles Antigone enthält die Feuerprobe der alten Griechen. Ganze Volksstämme des Heidentums entschieden durch Zweikämpfe entstandene Streitigkeiten, in dem Glauben, nach der Götter Fügung werde die gerechte Sache siegen. Die alten Slaven empfingen Gottesurteile durch glühendes Eisen, durch kaltes oder heißes Wasser, ebenso die alten Celten. In Indien waren die Ordalien durch uralte Gesetze eingeführt, durch fortlaufenden Gerichtsgebrauch vervollständigt. In Pegu, in Thibet, in Japan, bei den wandernden Araberstämmen, gibt es mannigfaltige Ordalien. Auch das auserwählte Volk Gottes, die Juden, entschieden Schuld oder Unschuld durch Gottesurteile. So gaben

sie einer des Ehebruchs beschuldigten Frau bitteres Wasser zu trinken. Schwoll ihr der Leib und schwand die Hüfte durch den Trank, so war sie schuldig. Traten diese Merkmale durch den Genuß des „Wassers der Eifersucht" nicht hervor, dann galt sie für unschuldig.[28])

Sohin sind Gottesurteile eine Eigentümlichkeit aller Völker. Sie beruhen auf dem Glauben, daß Gott, der Allwissende, Heilige und Gerechte, die Unschuld schützen, den Schuldigen der verdienten Strafe überliefern werde.

Ob Menschen naiven Gottvertrauens jenen vorzuziehen seien, die jeden Glauben an Gott und dessen Beistand verloren haben, dürfte unschwer zu entscheiden sein.

Die Kirche eiferte gegen die gesetzlich eingeführten Ordalien. Die Synode von Valencia im Jahre 855 nennt sie: „Iniquissima et detestabilis constitutio quarumdam sæcularium legum, — eine heillose und verabscheuungswürdige Einrichtung weltlicher Gesetze." Unvermögend, die Gottesurteile vollständig auszurotten, suchte die Kirche dieselbe zu beschränken, unter ihre Aufsicht zu stellen.[29]) Nur in äußerst schwierigen Rechtsfällen, die keinen anderen Ausweg zuließen und einzig durch Gottesurteil entschieden werden konnten, gestattete sie Ordalien.

Nach deutschem Rechtsverfahren mußte eine des Ehebruchs verdächtige Frau ihre Unschuld durch die Feuerprobe, judicium vomerum ignitorum, öffentlich beweisen. Glühende Pflugscharen wurden in langer Reihe auf den Boden gelegt, darüberhin schritt mit bloßen Füßen die Angeklagte. Verbrannte sie hiebei die Füße, so war sie des Ehebruchs überwiesen, des Todes schuldig. Blieb sie unversehrt, dann hatte Gottes Allmacht ihre Unschuld dargethan.

Für Kunigunde wurde die Feuerprobe auf den Tag des heiligen Martyrers Dionysius, 9. Oktober, festgesetzt und einige Wochen zuvor bestimmt.

Mit Windeseile verbreitete sich die erschütternde Kunde durch das ganze Reich. Teilnahme und Trauer überkam die Anhänger und Freunde des Kaiserpaares. Die Feinde der Regierungsweise Heinrichs triumphierten, ihr Haß gegen den gerechten und strengen Herrscher fand süße Befriedigung durch die Entehrung seiner Gattin. Diese Gegensätze von inniger Teilnahme und rachsüchtiger Schadenfreude bestanden jedoch nur in den höheren Gesellschaftskreisen. Die Volksmasse hingegen, glücklich unter des Kaisers mächtigem Schutz und väterlicher Fürsorge, vernahm mit Entsetzen und Wehklagen die schmerzliche Nachricht. Der religiöse Geist jener Zeit kam in lebhafte Bewegung. Zahl-

lose Hände hoben sich zum Himmel, für die fromme, mildthätige und geliebte Mutter des Vaterlandes Gerechtigkeit und Reinigung von dem angedichteten Frevel erbittend. Keineswegs genügten Fürbitten der erregten Volksseele. Sehr viele unterwarfen sich strengen Fasten und Bußübungen, gelobten Lebensbesserung und gute Werke, Beistand und wunderbares Eingreifen des Allmächtigen zu erflehen.

Vor der Stadt Gronau, auf freiem Felde, wurde die Stätte bereitet, wo sich Kaiserin Kunigunde dem Gottesurteil unterwerfen sollte. Zweckdienliche Vorbereitungen wurden getroffen, zur möglichen Beiwohnung einer großen Menschenmenge, die voraussichtlich zu dem ergreifenden Schauspiel herbeiströmte. In den Boden geschlagene Pfähle, durch Stricke miteinander verbunden, schieden vom Gelände ein weites Viereck. Am unteren Ende dieses gefriedeten Raumes wurden drei mächtige Feuerherde errichtet, dazu bestimmt, die Pflugscharen glühend zu machen. Neu geschmiedete, ungewöhnlich breite und lange Pflugscharen lagen bereit, um eine fünfzehn Schritte lange Bahn zu bedecken. Diese Bahn, durch eine aufgeschüttete Schichte weißen Sandes bezeichnet, lag inmitten des Vierecks und zog von den Feuerherden nach dem gegenüber liegenden oberen Ende des Platzes. Dort war eine kleine Bühne errichtet, zu der einige Stufen emporführten. Am

Tage des Gottesurteils wurde diese Erhöhung mit rotem Tuche ausgeschlagen und mit einem Sessel für den Kaiser bestellt. Die abgeschlossene Fläche war nur den geistlichen und weltlichen Reichsgroßen zugänglich. Adel und Volk standen außerhalb der Umfriedung. Da nach einer Seite die Gerichtsstätte den Fuß eines Hügels berührte, so bot die Hügelwand vielen tausend Zuschauern bequeme Plätze, um den Vorgang genau betrachten zu können.[30])

Der 9. Oktober, welcher entscheiden sollte, ob die Schmach des Ehebruchs Kunigunde belaste, oder durch ein wunderbares Gottesurteil deren Unschuld erwiesen werde, war angebrochen. Ein wolkenloser Himmel wölbte sich über dem Lande und verhieß einen schönen Herbsttag.

Von Nah und Ferne war eine unermeßliche Menschenmenge zusammengekommen, Zeugen des unerhörten Schauspiels zu sein. Viele tausend erwartungsvolle Zuschauer hielten die Hügelwand besetzt. Ebenso viele standen in dichten Massen um die drei übrigen Seiten des abgeschlossenen viereckigen Platzes. Innerhalb dieses Raumes schritten Bewaffnete, das andrängende Volk jenseits der gespannten Seile zu halten. Die vorderen Reihen hatte der Adel eingenommen, dessen reiche Tracht und kriegerischer Schmuck sich glänzend von dem dunklen Hintergrunde des gewöhnlichen Volkes

abhoben. Sogar Edelfrauen setzten sich den Unannehmlichkeiten des Gedränges aus, um Zeugen eines so erschütternden Vorganges zu sein.

Zur bestimmten Stunde wurden die Feuerherde in Brand gesetzt. Die auflodernden Flammen verbreiteten solche Hitze, daß die zunächst stehenden Reihen zurückwichen. Der Leiter und Ordner der Feuerprobe, ein höherer Beamte des Kaiserhofes, maß wiederholt auf dem weißen Sandstreifen fünfzehn gedehnte Schritte ab, und ließ die beiden Endpunkte durch Pfähle markieren. Die Feuerknechte wies er an, wie auf der Sandbahn die Pflugscharen zu legen seien, nämlich dicht nebeneinander, so daß nicht der mindeste Zwischenraum frei blieb. Diese und andere Vorkehrungen wurden von der Menge mit gespannter Aufmerksamkeit beobachtet. Auf sehr vielen Gesichtern erschienen jetzt schon Zeichen des Grauens und der schmerzlichsten Teilnahme für die unglückliche Kaiserin.

In der Nähe der Feuerherde stand Graf Hillerich, ihm zur Seite zwei seiner Dienstmannen. Mit viel Behagen betrachtete er die brausenden Flammen. Grimmiger als die Gluten der Essen brannten seine rachesüchtig funkelnden Augen. Schaute er nach der Richtung, woher aus der Pfalz sein schuldloses Opfer, im Geleite des Kaisers und der Fürsten, nahen sollte,

dann verzerrte abschreckendes Lächeln befriedigter Rachgier sein hartes Gesicht. Als die Flammen eingesunken, die Pflugscharen in die Glut der Essen gelegt waren, schüttelte er mißbilligend den Kopf.

„Seht doch, die Schufte beginnen ein Trugwerk!“ sprach er zu seinen Dienstmannen. „Das Feuer will erlöschen. Wie kann Eisen glühend werden, wo kein Feuer ist?“

Dem treibenden Stachel seines Hasses folgend, schlüpfte er unter dem Seile durch und nahte den Feuerherden.

„Was thut ihr?“ fuhr er die Knechte an. „Weshalb werft ihr keine Holzscheite nach? Weißglühend müssen die Pflugscharen werden, — und ihr laßt sie erkalten?“

„Ihr versteht nichts,“ erwiderte ein Feuerknecht. „Ihr habt uns nichts zu befehlen.“

„Euer Gnaden darf die Pflugscharen mit eigener Hand herausholen, und erproben, ob sie brennen,“ spottete ein anderer.

Ein Bewaffneter berührte unsanft die Schulter des Grafen.

„Was thut Ihr da? Hinaus, — zurück an Euren Platz!“

„Treibt kein trügerisches Spiel! Werft Holzscheite in das Feuer!“ rief Hillerich, bevor er sich zurückzog.

Der Vorgang war zunächst Stehenden nicht unbemerkt geblieben. Zu diesen gehörte Hildeward, des Grafen ahnungsloses Werkzeug. Auch er hatte sich eingefunden, teilzunehmen an Kunigundes glorreichem Siege über die haarsträubende Verleumdung. Keinen Augenblick zweifelte seine Glaubenskraft an dem Beistande Gottes für seine unschuldige und getreue Magd Kunigunde. Mit Befremden hatte er jetzt das Einmischen Hillerichs wahrgenommen.

„Wer ist jener Edelmann?“ fragte er seinen Nachbar.

„Graf Hillerich ist's, — kein Freund des Kaisers!“ antwortete kurz der Angeredete.

„Graf Hillerich, — ei!“ murmelte der Jüngling, und einem unwillkürlichen Drang folgend, trat er an des Grafen Seite, der nur wenige Schritte von ihm entfernt stand.

„Herr Graf, verzeiht, wenn ich die günstige Gelegenheit benütze, für gütige Teilnahme und klugen Rat Euch zu danken!“ begann er, vor dem Grafen sich verbeugend.

„Wer seid Ihr, junger Mann?“

„Ich bin Hildeward, der Sohn des verbannten Grafen Thiedold. Durch Eueren Lehensmann habt Ihr zur Begnadigung meines Vaters den Weg mir gezeigt."

„Ah, — ich entsinne mich! Nun, wie ist Eure Fahrt gelungen?"

„Ich hoffe das Beste. Huldvoll hörte die Kaiserin meine Bitte und verhieß Gnade."

„Die Gnadenverheißung mag unerfüllt bleiben. Verbrennt sich Kunigunde heute die Füße, dann muß sie nach Gesetz und Herkommen die Strafe der Ehebrecherin erleiden, — den Tod."

„Niemals, Herr Graf! Was denkt Ihr? Der heilige, allwissende und gerechte Gott wird sie freisprechen und ihre Unschuld verherrlichen."

„Ihre Unschuld? Werden ihre Fußsohlen nicht geröstet, so glaube ich an ihre Unschuld."

„Und ich bin jetzt schon von ihrer Reinheit überzeugt. Sothane Verleumdung stammt aus der Hölle. Jene, die sie erdacht, sind Schurken und Teufelsgesellen."

„Meint Ihr? Hm — hm! Bevor ich Eurer Meinung beitrete, muß ich erst das Wunder sehen. — Ah, — hört, es naht der beschimpfte Kaiser mit seiner achtbaren Gemahlin!"

Aus geringer Entfernung klang feierlicher Psalmengesang. Wogende Standarten wurden sichtbar. Goldene Prozessionskreuze leuchteten in der Sonne. An der Spitze des Zuges ging ein Chor Mönche, deren tiefe Stimmen sagen: „Inclina, Domine, aurem tuam, — neige, o Herr, Dein Ohr, erhöre mich, weil arm und hilflos ich bin!“ Den Mönchen folgten die Großen des Reiches, alle in fürstlicher Tracht. Der Kaiser schritt zwischen den Herzogen von Schwaben und Sachsen, die Krone auf dem Haupte, gekleidet in ein Prachtgewand, das in schweren Faltenschlägen bis zu den Füßen hinabfiel. Zwischen den Bischöfen Meinwerk von Paderborn und Godehard von Hildesheim ging die Kaiserin. Die Hände vor der Brust gefaltet, das Haupt gebeugt, leidende Ergebung in den erblaßten Zügen, erinnerte sie an ein Opferlamm, das zur Schlachtbank geführt wird, — sicut ovis ad occissionem duceretur, wie der Chronist sagt. Unmittelbar hinter ihr gingen zwei Kammerzofen, deren verweinte Augen und gramvolle Gesichter tiefen Schmerz über das harte Geschick ihrer Gebieterin verrieten. Die Prozession schloß eine kleine Ritterschar in glänzenden Rüstungen. So bewegte sich der Zug langsam von der Stadt nach dem Gerichtsplatze. Als er die versammelte Menge erreichte, öffneten Gewappnete eine Gasse durch das Gedränge. Der Kaiser bestieg die Bühne und ließ sich auf den Thronstuhl

nieder. Das Gericht andeutend, stand hinter ihm sein Waffenträger, das blanke Schwert hochhaltend. Um den Herrscher bildeten die Reichsfürsten einen Halbkreis. Auch die gepanzerten Ritter betraten den freien Raum und stellten sich in der Nähe des Monarchen zu beiden Seiten auf. An sie schlossen sich die Mönche, deren Gesang verklungen war. Jetzt knieten sie nieder, zogen die Kapuzen über die Köpfe und versenkten sich in stille Gebete.

Die Kaiserin wurde von den Bischöfen in die Nähe der Feuerherde geleitet. Dort entkleideten sie die Zofen ihres reich verbrämten Obergewandes, auch die Schuhe und Strümpfe entfernten sie, so daß nun Kunigunde barfuß, in kurzer Ärmeltunika vom Sitze sich erhob, um die glühende Eisenbahn zu betreten.

Während dieser Entwickelung zur Feuerprobe lag Grabesstille über den versammelten Massen. Dem Kaiser und seiner glänzenden Umgebung wurde keine Beachtung. Aller Augen ruhten auf Kunigunde, wobei sich in den Zügen der Zuschauer Merkmale heftiger Gemütserregung spiegelten.

Als jetzt die Kaiserin, ihres Gewandes ledig, in dürftigem Anzuge, barfuß, aller Zeichen ihrer hohen Würde beraubt, mit aufgelöstem, über Schulter und Rücken hinabwallendem Haar, hilflos und verlassen, zur qualvollen Probe verurteilt, den Blicken sich darbot, —

da brach plötzlich die Menge in Wehegeschrei und Klagerufe aus. Selbst Männer und rauhe Krieger wurden erschüttert und über manche wettergebräunte Wange rollten Thränen.[31])

Graf Hillerich weidete sich am Anblick der furchtbaren Gemütserschütterung des Kaisers. Äußerlich zwar bewahrte Heinrich selbst in diesen schrecklichen Augenblicken jene Ruhe und Hoheit, welche ihm die höchste Würde auferlegte. Seine Selbstbeherrschung konnte jedoch nicht verhüten, daß ihm Thränen aus den Augen hervorbrachen und Zeichen entsetzlicher Seelenqualen auf sein Gesicht traten. Wandte er seine Blicke von Kunigunde, die er so innig liebte, dann hob er sie in drängendem Flehen himmelwärts, von dem Allmächtigen Errettung aus Schmach und Tod ersehnend.

Das Weinen und Klagegeschrei des Volkes erstarrte, als jetzt die Feuerknechte mit langen Eisenzangen in die Essen fuhren, die weißglühenden Pflugscharen hervorzogen und in langer Reihe auf die Sandbahn legten. Während dieser flüchtigen Augenblicke erhob Kunigunde ihre Hände und Blicke zum Himmel und rief mit lauter Stimme: „Mein Herr und Gott, Du Schöpfer von Himmel und Erde, der Du prüfest Herzen und Nieren, sei Du mein Richter und Retter! Dich rufe ich an zum Zeugen und Richter, daß ich

weder mit dem hier gegenwärtigen Kaiser Heinrich, noch mit irgend einem anderen Mann jemals in fleischliche Berührung kam!“ [32])

Kaum hatte hatte sie das letzte Wort ausgerufen, als das Volk mit einer Stimme hinausschrie: „Kyrie, eleison! — Kyrie, eleison!“ — und dieses Stoßgebet mit zum Himmel gerungenen Händen begleitete.

Dem weithin schallenden Aufschrei folgte tiefste Stille. Die Bischöfe hatten Kunigunde an den Händen gefaßt und führten sie langsamen Schrittes über die glühenden Pflugscharen, auf dem Sande ein rötlich sprühender Pfad. Die nackten weißen Füße der Wandelnden in engster Berührung mit dem glühenden Eisen zu sehen, erschütterte viele Frauen dergestalt, daß sie in Ohnmacht fielen.

Kunigunde hatte die Feuerprobe bestanden. Nach dem letzten Schritte hob sie die Hände dankend empor, vor Glück und Wonne strahlte ihr Angesicht. Im Volk aber brach ein unbeschreiblicher Jubelsturm los, als die Füße der Kaiserin völlig unbeschädigt gefunden und das Gottesurteil verkündet wurde. [33])

Der Kaiser verließ seinen Sitz und nahte, von überschwänglichen Gefühlen der Freude und des Dankes gegen Gott bewegt, seiner Gemahlin.

„Der von Bosheit verleumdeten, von dem Allmächtigen wunderbar gerechtfertigten und verherrlichten Unschuld beuge ich huldigend mein Knie!“ sprach Heinrich, indem er vor Kunigunde niederkniete.

Seinem Beispiele folgten die Bischöfe und alle Fürsten, so daß Kunigunde, wie ein höheres Wesen, inmitten des sie verehrenden Fürstenkreises stand.

Thatsächlich hatte Gottes wunderbarer Beistand und Urteilsspruch die Fürstin weit über das Maß von Hochachtung erhoben, die ihrem Range gebührte. Das Volk erblickte fortan in ihr eine Getreue Gottes, eine Heilige. Selbst der Kaltgläubige würde es für sündhaft gehalten haben, an der Unschuld eines Wesens zu zweifeln, das Gott von Schuld frei gesprochen und verherrlichte. Durch das ganze Reich verbreitete sich der Ausgang des Gottesgerichtes. Die Verehrung für Kunigunde wurde allgemein, auch die grimmigsten Feinde des Kaisers verstummten und anerkannten die fleckenlose Reinheit seiner jungfräulichen Gemahlin.

Da beim Gottesgericht die Aufmerksamkeit aller Zuschauer einzig der Kaiserin galt, so wurde nicht beachtet, daß Gott zu gleicher Zeit noch ein zweites Urteil gesprochen.

Graf Hillerich schwelgte im Genusse gesättigter Rache, als er den Kaiser von Schmerz zermalmt und Kunigunde die glühende Bahn betreten sah. Alles

verlief nach seinen Wünschen. Die Pflugscharen befanden sich in weißglühendem Zustande, strömten bis zu seinem Standpunkte fühlbare Hitze aus, und wurden rasch von den gewandten Feuerknechten auf den Sandstreifen gelegt. Die Kaiserin zögerte auch keinen Augenblick, den bereiteten Pfad zu beschreiten. Hillerichs Zufriedenheit war vollkommen, — jedoch sehr flüchtig. Während Kunigunde auf den Pflugscharen ging, wechselten Hillerichs Blicke zwischen ihr und dem Kaiser: An Heinrichs Qualen wollte er sich weiden und die nackten weißen Füße auf dem glühenden Eisen sehen. Plötzlich überkam ihn eine furchtbare Gemütserschütterung. Unverletzt hatte Kunigunde das Ziel erreicht. Gottes Urteil war gesprochen. Über Hillerichs Gesicht schoß eine dunkle Glut. Seine Augen wollten aus den Höhlen springen. Weit öffnete er den Mund, focht mit den Händen, rang nach Atem und sank bewußtlos in Hildewards Arme.

„Um Gottes willen, was ist dem Grafen!“ rief bestürzt der Jüngling.

„Helft uns, — wir tragen ihn nach unserer Herberge!“ sagten die gräflichen Dienstmannen. „Faßt ihn an den Beinen, edler Herr! Wir packen ihn an den Schultern.“

Kaum beachteten die Umstehenden den Vorgang. Gerade wurde die Unverletztheit Kunigundes ausge-

rufen, und der Kaiser nahte mit den Fürsten der Siegerin.

Nicht ohne Anstrengung trugen Hildeward und die beiden Dienstmannen den Regungslosen nach der Herberge in der Stadt. Da in den Dom- und Klosterschulen auch zeitgemäße Arzneikunde gelehrt wurde, so gebrauchte Hildeward seine diesbezüglichen Kenntnisse. Er machte kalte Aufschläge auf den Kopf des Ohnmächtigen. Nach längerer Bemühung öffnete Hillerich die Augen. Sein Blick war matt, sein Gesicht leichenblaß.

„Wie ist Euch, Herr Graf?“ forschte teilnehmend der Jüngling.

Der Gefragte blickte ihn geraume Zeit schweigend an, bis Merkmale des Schreckens über sein Gesicht glitten.

„Mit mir ist es vorbei!“ sagte er kaum hörbar.

„Es ist nur eine vorübergehende Schwäche,“ tröstete Hildeward, einen Becher Wein an die Lippen des Kranken haltend.

Hillerich lehnte den Trunk ab.

„Ihr Zwei geht hinaus!“ gebot er seinen Dienstmannen. „Höre, junger Mann, — höre!“ fuhr er mit Anstrengung fort. „Fluche mir nicht, — thue den letzten Willen eines von Gott Gerichteten. Erinnere

Dich des fahrenden Krämers in der Pfalz Strelitzi. Ich war jener Krämer. Von Haß und Rache gegen den Kaiser gestachelt, habe ich das Trugspiel gegen die Kaiserin ersonnen. Du warst mein Werkzeug. Durch meinen Lehensmann ließ ich zur Fahrt nach der Pfalz Dir raten, — dort lenkte ich nach meinem Racheplan Deine Schritte. Alles übrige weißt Du. Ich habe Kunigundes Buhlerei mit Dir künstlich zusammengereimt, den Ehebruch erdichtet und verbreitet. Der Allwissende hat gerichtet, mich verurteilt, — oh — vielleicht verdammt zur ewigen Höllenpein! Kannst Du mir verzeihen, — kannst Du?"

„Ich vergebe Euch, so wahr ich von Gott Vergebung meiner Sünden hoffe!" erwiderte Hildeward, nicht wenig bestürzt über das Vernommene.

„Noch eins! Mir graut, vor dem Allgerechten zu erscheinen, dessen treuen Knecht ich tödlich kränkte, — dessen reine Magd mit Schande ich belud. Könnte ich Kunigundes und Heinrichs Verzeihung erlangen, das Sterben fiele weniger schwer."

„Hochgesinnt ist der Kaiser, seine Gemahlin eine Heilige, — beide werden Euch vergeben."

„Eile in die Pfalz, — kniee vor ihnen an meiner Statt! Um Christi Blut beschwöre sie, die Ruchlosigkeit mir zu vergeben. Oh — oh!"

„Fasset Mut, — seid getröstet, Euch wird Vergebung! Doch ungleich nötiger dünkt mir Eure Versöhnung mit Gott. Darf ich einen frommen Priester rufen?"

„Wäre es möglich? Könnte mir der Allgerechte verzeihen?"

„Zweifelt nicht! Gott ist barmherzig dem Reuigen, und wären seine Sünden zahllos, wie Sand am Meeresstrande, — so spricht Gott selbst."

„Ah, — wie Licht und Labsal fallen die Bibelworte in die Schreckensnacht meiner gequälten Seele! Bischof Godehard von Hildesheim weilt in der Pfalz. Bevor Du vor dem Kaiser kniest, bitte Godehard, ohne Säumen mich zu retten. Ja, dieser heilige Mann wird mich der Hölle entreißen! Eile, — eile! Ich fühle die Nähe des Todes."

Hildeward stürmte nach der Pfalz.

Stöhnend, von Gewissensbissen gefoltert, lag der Graf. Obwohl ihn gekränkter Stolz zur Rache getrieben und er vor schwerer Verleumdung nicht zurückschreckte, war er doch kein vollendeter, rettungslos verlorener Bösewicht; denn er glaubte. Sein religiöser Glaube zeigte ihm den begangenen Frevel und auch Gottes strafende Hand. Scharfe Geißelstreiche des erwachten Schuldbewußtseins trieben ihn an, durch die Gnadenmittel der Kirche ewigem Verderben zu ent-

rinnen. Die Hände über die Brust gefaltet, die Blicke nach oben gerichtet, wiederholte er beständig die Worte: „O Gott, sei mir elendem Sünder gnädig! Barmherzigkeit, — gehe nicht weiter mit mir ins Gericht! Gnade, — Verzeihung, o Gott!“

So fand ihn Bischof Godehard, dem er, wie ein Versinkender, beide Hände entgegenstreckte.

„Heiliger Vater, entreißet mich ewigem Verderben! Wird mir Gott verzeihen können?“

„Zaget nicht, vertrauet, mein Sohn!“ tröstete der Heilige. „Unendlich ist Gottes Barmherzigkeit. Gedenket des reuigen Mörders und Ehebrechers David, — des reuigen Schächers am Kreuze, — der reuigen Sünderin Magdalena, — allen verzieh der Herr die erkannten und bereuten Vergehen. Auch Euch wird er barmherzig sein um Christi willen, der uns, den Priestern seiner Kirche, Gewalt und Vollmacht gab, bußfertig Beichtende aller Sünden ledig zu sprechen.“

Nach diesen Worten empfing der Bischof aus der Hand seines Kaplans die Stola, legte sie um die Schultern und ließ sich neben dem Bett auf einem Stuhl zum Beichtgerichte nieder. Alle Anwesenden verließen das Zimmer.

Lange währte der Verkehr zwischen dem Beichtvater und dem Kranken.

Als Godehard den Außenstehenden die Thüre öffnete, fand Hildeward den Grafen ruhig und ergeben, jedoch äußerst schwach. Der Bischof reichte ihm das Viatikum, gab ihm die heilige Ölung und schließlich die Generalabsolution.

Zwei Stunden später hauchte Graf Hillerich in den Armen des heiligen Godehard seine Seele aus.

Der Sterbende hatte den Bischof mit einem Auftrag an das Kaiserpaar betraut.

In der Frühe des folgenden Tages wurde Hildeward nach der Pfalz beschieden, wo ihn Kunigunde und Heinrich erwarteten. Auf des Kaisers Geheiß erzählte er umständlich die Vorgänge in Strelitzi. Der tückische Anschlag des Grafen verbreitete Entrüstung und Zorn über Heinrichs Gesicht. Dann saß er in ernstem Sinnen, keineswegs geneigt, wie es schien, Hillerichs erbetene Verzeihung zu gewähren.

„Ganz so, wie ich vermutete, — eine Bubenthat arglistiger Rachgier!“ sprach er, und zu Kunigunde gewandt, fuhr er fort: „Auch hier bewahrheitet sich der Spruch des Apostels: »Denen, die Gott lieben, gereicht alles zum Besten!« Entehrung und Schmach, von infernaler Bosheit geplant, wandelte Gott in Verherrlichung seiner getreuen Magd. Dafür sei dem hohen Himmelsherrn Preis und Dank! Unseren Dank

zu bethätigen, vergeben wir dem Grafen Hillerich die Meinthat."

„Von ganzem Herzen!" bestätigte Kunigunde.

Hildeward sank in die Kniee und hob flehend seine Hände.

„Ehrwürdiger Herr und Kaiser, seid gnädig meinem unglücklichen Vater! Möge Euch, ich bitte, die an Eurem hohen Gemahl bewiesene Barmherzigkeit Gottes bewegen, zur Barmherzigkeit für meinen strafbaren Vater! Erweiset Gnade und Erbarmen meiner unglücklichen in Notdurft seufzenden Mutter, — Gnade für meine armen Geschwister!"

„Graf Thiedold, Dein Vater, kämpfte im Bunde mit Herzog Boleslav, dem grimmigsten Reichsfeinde, wider sein Vaterland," sprach ernst der Kaiser. „Die über ihn verhängte Strafe ist schwer, jedoch gerecht."

„Si iniquitates observaveris, Domine: Domine, quis sustinebit, — wenn Du, o Herr, achten wolltest der Vergehen, wer mag, o Herr, bestehen!" versetzte Hildeward mit den Worten des Psalmisten.

Die Kaiserin lächelte und nickte beifällig.

„Ah, — Du führst scharfe Waffen, — rückst mir eigene, der Vergebung bedürftige Schuld vor die Augen!" sprach Herr Heinrich, und durch die Strenge seiner Züge schimmerte väterliches Wohlwollen für den

klugen Fürsprecher. „Wer verbürgt die künftige Treue des Grafen Thiedold?“

„Seine klare Erkenntnis des schweren Vergehens, sein bitterer Reueschmerz über dasselbe und sein heiliges Gelöbnis, Gott und dem Kaiser Treue zu halten.“

„Wohlan, — so möge Gnade für Recht ergehen!“ entschied Heinrich. „Die Verbannung Deines Vaters sei aufgehoben und auch der Spruch, der ihn seines Besitzes beraubte.“

Anmerkungen.

[1]) Ut autem in adventu tam insoliti, tamque exoptati hospitis Deo nostro jucunda, decoraque laudatio exhiberetur, prudentissimus Regum quatuor in occursum ejus choros psallentium decenter ordinavit. Anonymus, apud Bolland. Tom. III, c. 4.

[2]) Venit ergo feria V Majoris Hebdomadæ, sacris Pontificalibus vestimentis indutus. Ib.

[3]) Es würde zu weit führen, um eingehend Heinrichs II. Kaiserornat zu beschreiben, wie ihn die Abbildung in dem von ihm in dem Domschatz von Bamberg gestifteten Missale enthält. Vergl. Hefner-Alteneck, Trachten des christlichen Mittelalters, B. I, Tafel 1 und 2.

[4]) Primus omnium Rex ipse, data manu, Papam in domum Domini introducens, divinis hinc inde hymnis canora suavitate resonantibus, in cathedra episcopali locavit. Anonymus, ap. Boll. Tom. III, c. 4.

[5]) Ann. Quedlinburg. ad annum 1020.

[6]) Damberger, synchron. Gesch. B. V, S. 842.

[7]) „Des Kaisers Mitarbeiter und die Säulen seines Reiches waren, o des Schmerzes! großenteils gefallen und treulose Heuchler, gleichsam eine schwere, unheimliche

Last, suchten durch versteckte Umtriebe Auswärtiger ihm entgegenzuwirken, so daß es ihm nicht freistand, mit der gehörigen Freiheit als Herrscher zu handeln und ihre ungerechte Frechheit zu mindern." Thietmari, episcopi Merseburg. Chronic. VIII, 17.

[8]) Si quis liber uxorem alterius contra legem tulerit, reddat eam, et cum 80 solid. componat. Si autem reddere noluerit, cum 400 solid. componat eam. Lex Alamannœum, Tit. 51, § 1.

[9]) „Inzwischen erstieg Wirinhari, nicht, wie ich glaube, auf Anraten seines Vaters, sondern aus Liebe zu der Jungfrau und aus Furcht vor der ihm bevorstehenden öffentlichen Beschimpfung, mit meinen Brüdern Heinrich und Fritherich und anderen trefflichen Rittern Quidilingaburg, und entführte seine widerstrebende und wehklagende Braut mit Gewalt, und kam vergnügt und wohlbehalten mit seinen Gefährten nach Wallibiki." Thietm. IV, 26. — Auf die Klage der Äbtissin von Quedlinburg wurden die Mädchenräuber zur Herausgabe der Jungfrau und zur öffentlichen Buße verurteilt. „Vor einer in Magdeburg sehr zahlreich zusammenströmenden Menge erschien Wirinhari samt seinen Mitschuldigen mit nackten Füßen, warf sich auf die Kniee nieder und gab die Geliebte heraus." Ib.

[10]) Thietm. VIII, 2.

[11]) „Währendes sorgte die Kaiserin, in unseren Landschaften weilend, mit unseren Fürsten für die Verteidigung des Vaterlandes." Thietm. VII, 21.

[12]) Thietm. VI, 46 u. 49.

[13]) Grupp, Kulturgesch. des Mittelalters, B. I, S. 206.

[14]) Wolfheri, vita jun. Godehardi, c. 29.

[15]) Thietm. VII, 18.

[16]) Fast wörtlich nach Thietmar VII, 18.

[17]) „Dort — in Brandenburg — gebar sie einen Sohn, den sie mit Thränen erzog. Späterhin ward sie aus so großem Elend erlöst und obwohl dessen nicht würdig, Äbtissin in Magdeburg. Ihr Ehemann war vorher von zwei Zwillingsbrüdern, Ugio und Uffico, am 28. Dezember erschlagen worden. Dessen Bruder Lindulf trat aus dem geistlichen Stande und that, die Waffen zur Rache ergreifend, den Unseren großen Schaden, ward aber vom Kaiser gefangen genommen und seinem früheren Stande wieder übergeben." Thietm. IV, 42. — In wenigen Worten grelle Züge der Sittengeschichte.

[18]) Invidus enim omnium bonorum diabolus, ubi torum immaculatum sauciare non potuit, zelotypiæ livore fœdare cogitavit, et ejus saltem famam lædere, cui vulnus corruptionis infligere non potuit. Facta est igitur, auctore diabolo, suspecta criminis ea quæ non noverat maculam corruptionis. Anonymus, ap. Bolland. tom. III, c. 3.

[19]) Nam ipse collidus hostis, serpens antiquus, solerti ingenio decori admodum juvenis cujusdam apparens, manifeste visus est a plerisque per tres dies continuos ingredi thalamum et egredi ejusdem S. Cunegundis imperatricis. Acta Sanct. ap. Boll. tom. I, 272[b].

[20]) Chronic. Casinens. II, c. 39.

[21]) Annal. Quedlingburg. an. 1022.

[22]) „Er wurde von den Einwohnern der Städte, wie des Landes, als ihr Kaiser und Herr begrüßt und gefeiert. Auf solche Weise ging die Gefahr vorüber, mit welcher der heilige Stuhl in Rom, ja vielleicht selbst die ganze

Kirche des Abendlandes bedroht gewesen." Luden, S. 477.

[23]) Filii et filiæ omnium clericorum omniumque graduum de familia ecclesia, ex quacunque muliere libera, quocunque modo filii conjuncta fuerit, genití, servi proprii suæ erunt ecclesiæ, nec unquam ab ecclesiæ servitute exibunt. Cap. III.

[24]) Matres eorum libertatem adulterio rendentes prius in foro castigatæ fiant exemplum et postea judicio ecclesiæ et nostro exsulent. Cap. IV.

[25]) Bei Damberger, synchron. Gesch. B. V, S. 862.

[26]) Thietm. VI, 44.

[27]) Tacitus Germania, c. 10.

[28]) Numeri, V, 12—31.

[29]) Ordo diffusior probandi homines de crimine suspectos per ignitos vomeres, candens ferrum, aquam ferventem seu frigidam. Mansi, T. XVIII, p. 353.

[30]) Eine Handschrift aus jener Zeit über das Leben Heinrichs II. und Kunigundes, die sich in der Bibliothek zu Bamberg befindet, enthält zwei Abbildungen in kolorierter Federzeichnung, den Verlauf des Gottesurteils darstellend, mit der Umschrift:

Judicio vomerum Cunigundis virgo probatur.
Cœtus ob hoc procerum mirans ipsam veneratur.

Die Feuerprobe besteht als Jungfrau Kunigunde.
Bewundernd ihr huldigen die Fürsten zur Stunde.

Diese bildlichen Darstellungen sind zugleich, neben anderen historischen Quellen, einwandfreie Beweise von der Thatsache jenes merkwürdigen Ereignisses. Hefner-Alteneck, B. I, Tafel 42.

[31]) Stupentibus ac flentibus universis —. Anonymus, ap. Bolland. Tom. III, c. 3.

[32]) Domine Deus, creator cœli et terræ, qui probas renes et corda, judica judicium meum, et eripe me. Te enim testem et judicem hodie invoco, quia nec hunc præsentem Henricum, nec alterum quemquam virum carnali commistione umquam cognovi. Ibid.

[33]) Vomeres candentes nudo vestigio calcavit, et sine adustionis molestia secura pertransiit. Ita Deus omnipotens vinculum castæ dilectionis servavit, innocentiam comprobavit, et integritati custodiam humilitatis adhibuit. Ibid.

Inhalt.

	Seite
1. Hillerich	169
2. Des Teufels Spiegelfechterei	187
3. Der heilige Meinwerk	223
4. Heinrichs Entscheidung	241
5. Das Gottesgericht	248
Anmerkungen	270

